



# ORIENTIERUNG

Nr. 2 73. Jahrgang Zürich, 31. Januar 2009

**D**AS FESTLICH GEFEIERTEREREIGNIS der Bekehrung des heiligen Paulus, zu dem wir hier am Grabe des Apostels in dieser ehrwürdigen Basilika versammelt sind, hat Uns angeregt, im Vertrauen auf Ihr Wohlwollen und Ihr Verständnis Überlegungen über einige wichtige Punkte der apostolischen Tätigkeit darzulegen, die Uns die drei ersten Monate Unserer Anwesenheit und unserer Begegnung mit der römischen Kirche nahegelegt haben. Vor Uns steht nur das Ziel *des Wohls der Seelen* und eines eindeutigen und entschiedenen Verhältnisses des neuen Pontifikates zu den geistlichen Herausforderungen der heutigen Zeit.» Mit diesen Worten begann Johannes XXIII. am 25. Januar 1959 seine kurze Ansprache vor siebzehn Kardinälen, die sich nach der Abschlußfeier der Weltgebetsoktav in der Basilika Sankt Paul vor den Mauern im Kapitelsaal des dortigen Benediktinerklosters um den Papst versammelt hatten. Den ersten Teil seiner Ansprache benützte Johannes XXIII., um eine knappe Beschreibung der «geistlichen Herausforderungen der heutigen Zeit» zu geben. Er machte auf die gefährlichen Tendenzen aufmerksam, die durch die Veränderungen und die Beschleunigung des im Aufbruch begriffenen technischen Zeitalters verursacht sind, um daraus eine die Zuhörer überraschende Folgerung zu ziehen. Diese Situation habe zu seinem festen Entschluß geführt, auf «einige althergebrachte Formen der Lehrverkündigung und weiser Anordnungen der kirchlichen Disziplin» zurückzugreifen. Johannes XXIII. beschrieb diese Instrumente, indem er sagte, sie hätten in «Epochen der Erneuerung Früchte von außerordentlicher Wirksamkeit reifen» lassen. Die Ergebnisse dieser Bemühungen hätten sich in einem vertieften Glaubensverständnis, in der gelebten Einheit und in einer intensiveren Zuwendung zu den Nöten der Menschen gezeigt.<sup>1</sup>

## 25. Januar 1959

Unmittelbar an diese nicht ausdrücklich thematisierte Erinnerung an die synodale und konziliare Praxis der Kirche setzte Johannes XXIII. mit einer direkten Anrede an die Anwesenden und mit einer knappen Beschreibung seiner Gefühle neu ein: «Gewiß, ein wenig zitternd vor Bewegung, aber zugleich mit demütiger Entschlossenheit im festen Vorsatz sprechen Wir vor Euch den Namen und das Vorhaben einer doppelten feierlichen Veranstaltung aus: einer Diözesansynode der Stadt Rom und eines Ökumenischen Konzils für die Gesamtkirche.» Er kommentierte diese beiden Projekte seines Pontifikates, indem er noch einmal die anwesenden Kardinäle direkt ansprach: «Für Euch, verehrte Mitbrüder, muß man keine ausführlichen Erläuterungen über die historische und juristische Bedeutung dieser beiden Vorschläge machen.» An diesen Satz fügte er noch an, das dritte Projekt sei die Revision des Kirchlichen Gesetzbuches. Johannes XXIII. schloß diese Passage seiner Ansprache mit der Bemerkung, das genüge für heute, und er werde auch die nicht anwesenden Kardinäle über seine Ansprache informieren. Obwohl Johannes XXIII. keinen differenzierten Themenkatalog für das kommende Konzil formulierte, gab er ihm einen präzisen Rahmen, indem er es als ein hilfreiches Mittel in «Perioden der Erneuerung» beschrieb, und indem er davon sprach, daß die Kirche ihren Ort in Zeiten der Veränderung finde, wenn sie sich von den Herausforderungen der Menschen in die Pflicht nehmen ließe. In den verschiedenen Phasen der Vorbereitungszeit auf das Zweite Vatikanische Konzil hat er diese Überlegungen vertieft und präzisiert. Er fand für sie in der Konzilseröffnungsrede vom 11. Oktober 1962 eine präzise und prägnante Form, die sie bis heute zum unverzichtbaren Maßstab jeder Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils macht.

*Nikolaus Klein*

<sup>1</sup> Vgl. Giuseppe Melloni, «Questa festiva ricorrenza». Prodomi e preparazione del discorso di annuncio del Vaticano II (25 gennaio 1959), in: *Revista di Storia e Letteratura Religiosa* 28 (1992) 3, 607-643; Giuseppe Alberigo, Die Ankündigung des Konzils, in: Ders. u.a., *Geschichte des Zweiten Vatikanischen Konzils (1959-1965)*. Band 1. Deutsche Ausgabe hrsg. von Klaus Wittstadt. Mainz 1997, 1-60; Angelo Giuseppe Roncalli/Giovanni XXIII, *Il Giornale dell'Anima*. Soliloqui, note e diari spirituali. Edizione critica e annotazione a cura di Alberto Melloni. (Edizione nazionale dei diari di Angelo Giuseppe Roncalli - Giovanni XXIII, Vol. 1). Istituto per le scienze religiose, Bologna 2003, 498.

### KIRCHE/KONZIL

**25. Januar 1959:** Die Ankündigungsrede von Johannes XXIII. – Epochen der Veränderungen – Die synodale und konziliare Tradition der Kirche – Die Herausforderungen der Zeit – Die Zeit der Vorbereitung.  
*Nikolaus Klein*

### LITERATUR

**Eine Sprache für das Sprachverschlagende:** Arnold Stadlers verstörendes Sehnsuchtsbuch «Salvatore» – Das «Verlangen nach dem ganz Anderen» – Ein anderer Name für Gott? – Die Bibel als Motiv, Zitat oder Subtext – Die religiös stumm gewordene Welt – Die Sehnsucht des Salvatore – Jesus, Pasolini und Salvatore – Eigenwillige Verbindung von Erzählung und Essay – Eine italienische Migrationsgeschichte – Pasolini und das «Erste Evangelium» – Die Macht der Vergewärtigung – Die Fremd- und Andersheit der Person Jesu – Jede Generation muß ihr Evangelium weiterschreiben. *Christoph Gellner, Luzern*

### ZEITGESCHICHTE/ISLAM

**«Da steht noch vieles aus»:** Bericht und Augenschein aus Bosnien-Herzegowina – Eine Reise im Oktober 2008 – Ein Augenschein in Srebrenica – Die «Mütter von Srebrenica» – Nach dem Vertrag von Dayton – Die Schwierigkeiten der Rückkehr – Der würdige Umgang mit den Ermordeten – Orte der Erinnerung – Ungesühnte Vergangenheit – Zum Stand der Kriegsverbrecherprozesse in Den Haag – Muslime ohne Zukunft? – Der bosnische Islam in seiner Geschichte – Vom Vertrag von Dayton zu einer neuen Verfassung – Mustafa Cerić und seine «Deklaration eines Islam in Europa» – Nachtrag im Januar 2009 – Unterschiedliche Stimmen zu Mustafa Cerić.  
*Rainer Oechslen, München*

### LATEINAMERIKA/KIRCHE

**Bischof José Dammert Bellido von Cajamarca:** Eine europäische Würdigung – Eine Diözese in Peru – Die Geschichte von Cajamarca – Eine Karriere als Rechtswissenschaftler – Später Beginn des Theologiestudiums – Teilnehmer des Zweiten Vatikanischen Konzils – Mitglied der Gruppe der «kleinen Bischöfe Jesu» – Die Diözese von Cajamarca – Das Projekt einer Gesamtpastoral – Medellín (1968) und Puebla (1979) – Die Rolle der Katechese und der Katechetinnen – Der Katechismus «Vamos caminando» – Das Problem des Priestermangels – Die andine Kultur – Zum Amtsverständnis als Bischof und Seelsorger – Die Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils – Ein Bischof in Poncho und Sombbrero – Die Identität von Sprechen und Handeln – Echte Souveränität und wirkliche Solidarität – Nach dem Rücktritt des Bischofs – Die historische Rekonstruktion der Geschichte der Indigenas – Das bedrohte Erbe des Konzils – Die heilsame Erinnerung an einen bedeutenden Bischof.  
*Elmar Klinger, Herzogenaurach*

# Eine Sprache für das Sprachverschlagende

Arnold Stadlers verstörendes Sehnsuchtsbuch «Salvatore»

«Noch ein Buch der Sehnsucht», schickt *Arnold Stadler* seiner neuesten Prosaarbeit «Salvatore» voraus, die zweifellos sein bislang theologischstes Buch darstellt. «Für die mit der Sehnsucht nach dem ganz Anderen.» Später heißt es von diesem «Verlangen nach dem ganz Anderen», es scheine «als wäre dies der neue Name für Gott».<sup>1</sup> Bevor er sich dem Erzählen zuwandte, studierte der 1954 im südbadisch-alemannischen Meßkirch geborene Autor als Priesteramtskandidat in München, Rom und Freiburg Theologie, wechselte dann zur Germanistik in Bonn und Köln und promovierte mit einer Arbeit über die Psalmenrezeption bei Brecht und Celan. Immer wieder begegnet in seinem literarischen Œuvre die Bibel als Motiv, Zitat oder als Subtext. 1999 erschien eine Sammlung sprachmächtiger Übertragungen biblischer Psalmen («Die Menschen lügen. Alle»). Nicht von ungefähr kehrt der Eröffnungsvers von Psalm 8 in «Salvatore» wieder als eine der großen Fragen des Menschen, die vielleicht nur eine Geschichte, aber keine Lösung haben: «Was ist der Mensch, dass du an ihn gedacht hast. Dieses Menschenkind, dass du es *machen* lässt?»<sup>2</sup> In seinen autobiographisch gefärbten Romanen («Ich war einmal» [1989], «Mein Hund, meine Sau, mein Leben» [1994], «Der Tod und ich, wir zwei» [1996], «Ein hinreißender Schrotthändler» [1999]), die seine ländlich-katholische Herkunftswelt als untergegangene Vergangenheit beschwören, erweist sich Arnold Stadler als luzider Seismograph der ambivalenten Modernisierung. Weit über die Erosion traditioneller Christlichkeit hinaus hat sie das Leben auch der abgelegensten Provinz («Heimat wird immer weniger») tiefgreifend verändert: Längst sind die Misthaufen wie die Friedhöfe an den Rand entsorgt worden, das Fernsehen ist an die Stelle gerückt, wo früher der Herrgottswinkel oder die Heiligenbilder waren, selbst in den Dörfern gibt es Videotheken, Dönerimbiss und Sexmessen, über Computer und Mobiltelefone sind auch sie Teil der vernetzten Weltgesellschaft, deren Eindimensionalität Stadler beklagt: «Das Leben war in den vergangenen Jahren sehr ebenerdig geworden. Wir hatten praktisch alles, und das war's auch schon.»<sup>3</sup> Auch in «Salvatore» wird die Gegenwart als vielfach religiös unmusikalisch gewordene Welt benannt: «Früher hat sich der katholische Mensch die Seele gewaschen; so oft es ging, beichtete er. Heute duscht er sich, vorher und nachher. Und die Evangelischen lasen noch die Bibel, wie man sagte. Und alle trafen sich in den Swingerclubs dieser Welt ... Menschen, die noch vor hundert Jahren «Nur Geduld, mein Herze, es ist eine böse Zeit!» gesungen hätten.»<sup>4</sup>

## Was darüber hinausgeht

In seiner Laudatio auf den Büchnerpreisträger von 1999 bezeichnete *Peter Hamm* Stadlers tragikomische Sehnsuchts geschichten, «in denen sich Frömmigkeit und Ungläubigkeit ebenso unauflöslich wie Schwermut und Übermut» gegen den hedonistischen Zeitgeist verbänden, als «die Fortschreibung eines einzigen Ich-Buchs».<sup>5</sup> Als «Advocatus diaboli meiner Gegenwart»<sup>6</sup> schreibe Arnold Stadler gegen die drei großen Tabuthemen Alter, Tod und

Gott mit «einer Vorsätzlichkeit» an, «deren innerster Antrieb» – Peter Hamm scheute «das verpönte Wort» nicht – «Frömmigkeit sein muss».<sup>7</sup> Im Vorwort zu einer Zusammenstellung von Texten aus Bibel, Koran und Weltliteratur «Tohuwabohu» stellt Stadler ausdrücklich heraus: «Gott scheint, schien sozusagen vom Tisch, wie das Tischgebet. In die Tabuzone abgerutscht, peinlich in Gesellschaft wie der Tod oder die Frage nach dem Bankkonto oder der gewählten Partei.»<sup>8</sup> Arnold Stadlers jüngst in der taz geäußerte Gegenwarts kritik begegnet nahezu wortwörtlich auch in «Salvatore»: «Sündigen bedeutet: Gegen den Kalorienverbrauch zu verstoßen, zu viel Schokolade. Der Sünder von heute lebt mit den Weightwatchers im Nacken. Sterben wurde durch das Gehen ersetzt in den Todesanzeigen, die Hoffnung vom Spaß abgelöst, das Verlangen vom Wellness-Bereich, der Mensch vom Verbraucher, die Sehnsucht vom Fit for fun, die Existenz von Schöner Wohnen. Heute hat die Zahl der Ikea-katalogleser jene der Bibelleser übertrumpft, und am Sonntag gehen mehr Gläubige ins Fitnessstudio als in die heilige Messe. Wahrscheinlich ist Gott hierzulande das Einzige, was nicht zählt, und zugleich das einzig verbliebene Tabu. Gott ist das Unausprechliche geworden.»<sup>9</sup>

Zugleich insistiert Stadler wie kein anderer Autor seiner Generation auf der Sehnsucht, die er, in verschiedenen Kontexten mit erotischen Wünschen konnotiert, bis zur Sehnsucht nach Gott – «wie nach niemandem sonst» – weitet. Ganz zu Recht stellt *Peter Handke*, der neben *Martin Walser* zu den frühesten Stadler-Begeisterten gehört, die «gewaltige Sehnsucht»<sup>10</sup> heraus, die hinter allen Stadlerfiguren zum Ausdruck komme. Im neuesten Buch heißt es, daß es für Salvatores Sehnsucht «in den sogenannten Kirchen keinen Platz» gab. «Doch schon der Name, mit dem er auf der Welt herum lief, deutete darauf, dass dies, was ihm hier an Leben und Ausleben geboten wurde, nicht alles war.»<sup>11</sup> Über den «Hoffnungsschmerz»<sup>12</sup> als Prinzip seines Schreibens gab Arnold Stadler im «literaturen»-Themenheft «Rückkehr der Religionen?» (2002) zu verstehen: «Die Faktizität ist das eine, und die Sehnsucht nach etwas, das nicht sichtbar ist und das es doch gibt, wie Glaube, Hoffnung und Liebe, ist das andere. Der Ich-Erzähler in meinem Roman «Sehnsucht» sagt: «Dieses Buch ist an meiner Sehnsucht entlangeschrieben wie an einer Hundeleine.» ... Wenn ich etwas aus den «biblischen Geschichten» gelernt habe für mein Schreiben, dann ist es dies: dass der Umgang des Autors ... mit seinen Figuren unter dem Vorzeichen des Erbarmens steht.»<sup>13</sup> Ausdrücklich bezeichnet Stadler diese Haltung gegenüber den schrullig-skurrielen Anti-Helden seiner zumeist loser-stories, «die über das Mitleid weit hinaus geht», ja, «das konstruktive Gegenteil von ihm ist», als «Blick des Menschen vom Jesus der Evangelien her».<sup>14</sup>

## Jesus, Pasolini und Salvatore

Nicht von ungefähr vergegenwärtigt «Komm, gehen wir» (2007), die Geschichte einer Ménage-à-trois zwischen Capri, Rom und

<sup>1</sup> Arnold Stadler, *Salvatore*. S. Fischer, Frankfurt/M. 2008, 43.

<sup>2</sup> Ebd., 65. Vgl. 73.87.187f.

<sup>3</sup> Arnold Stadler, *Sehnsucht*. Versuch über das erste Mal. Roman. Überarbeitete Taschenbuchausgabe. München 2004, 195.

<sup>4</sup> Arnold Stadler, *Salvatore* (Anm. 1), 68.

<sup>5</sup> Peter Hamm, Arnold Stadler oder Das übermütig vertuschte Unglück, in: Arnold Stadler, *Erbarmen mit dem Seziermesser*. Über Literatur, Menschen und Orte. Köln 2000, 199-216, Zitat 214. Vgl. Hermann Weber, *Katholizismus und Glaube im Werk Arnold Stadlers*, in: *Stimmen der Zeit* 222 (2004), 760-770.

<sup>6</sup> Arnold Stadler, *Mein Hund, meine Sau, mein Leben*. Roman. Frankfurt/M. 1996, 30. Hierzu das Porträt von Volker Garske, in: *Christliche Literatur für unsere Zeit*. 50 Leseempfehlungen. Hrsg. v. Georg Langenhorst. München 2007, 287-291.

<sup>7</sup> Arnold Stadler, *Erbarmen mit dem Seziermesser* (Anm. 5), 213.

<sup>8</sup> Tohuwabohu. Heiliges und Profanes, gelesen und wiedergelesen von Arnold Stadler nach dem 11. September 2001 und darüber hinaus. Köln 2002, 29.

<sup>9</sup> Arnold Stadler, *Die Kirche sollte im Dorf bleiben*, in: *Die Tageszeitung vom 15. April 2006*. Vgl. Arnold Stadler, *Salvatore* (Anm. 1), 154.

<sup>10</sup> Peter Handke, *Eine gewaltige Sehnsucht*. Zu Arnold Stadler, in: ders., *Meine Ortstafeln. Meine Zeittafeln 1976-2007*. Frankfurt/M. 2007, 245-252.

<sup>11</sup> Arnold Stadler, *Salvatore* (Anm. 1), 22f.

<sup>12</sup> Arnold Stadler, *Sehnsucht* (Anm. 3), 150.

<sup>13</sup> Arnold Stadler, *Tabu gibt es keine mehr, außer Gott*, in: *Literaturen* 2002/11, 24-27, Zitat 27.

<sup>14</sup> Arnold Stadler, *Erbarmen mit dem Seziermesser* (Anm. 5), 16.

Freiburg im Drei-Papste-Jahr 1978 und zugleich eine dreifache Hommage an *Pasolini*, *Truffauts* «Jules und Jim» und an *Julien Green*. Pasolinis mit zahlreichen Preisen ausgezeichnetes sperriges Meisterwerk «Il Vangelo secondo Matteo» (1964) steht nun ganz im Zentrum von Stadlers neuestem Buch, das, ohne nähere Gattungsbezeichnung, zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Ernst und Komik, Klage und Klamauk changierend, mit zahlreichen Selbstzitaten aufwartet. In einer eigenwilligen Verbindung von Erzählung und Essay umfaßt es zwei Teile: Es beginnt romanhaft mit der Geschichte des titelgebenden Protagonisten, Nachfahre italienischer Einwanderer, dessen Vater im norddeutschen Leer eine Pizzeria eröffnete, ein «promovierter Träumer» wie schon der Ich-Erzähler von Stadlers Roman «Ein hinreißender Schrotthändler». Mit seinem Autor teilt er ein abgebrochenes Theologiestudium und wie der aus dem Vatikan-«Theater» vertriebene ehemalige Priesterseminarist aus «Mein Hund, meine Sau, mein Leben» verdingt er sich als Grabredner und gastiert mit seinem Verbrauchervortrag bei den Rotariern; gäbe es nicht seine lebensstüchtige Gefährtin Bernadette, müßte dieser Wiedergänger des Taugenichts Privatinsolvenz anmelden. Im fünften Kapitel des ersten Teils, am Himmelfahrtstag im Jahr 33 nach der Mondlandung, heute nur noch «Vatertag», sieht Salvatore in einem Pfarrsaal Pasolinis einst umstrittene Verfilmung des «Ersten Evangeliums» – in 33 filmisch genauen Einzelszenen sehen wir durch die sehnsüchtigen Augen Salvatores diesen Johannes XXIII. gewidmeten Christusfilm<sup>15</sup>, in dem, so will es Stadlers Roman, Salvatores süditalienische Onkel und Tanten, Cousins und Cousinen vor über 30 Jahren als Laiendarsteller mitwirkten. Pasolini hatte sie in den Höhlensiedlungen von Matera in der Basilicata aufgespürt, jener armen verlassenen Gegend im Mezzogiorno, von der *Carlo Levi* in «Christus kam nur bis Eboli» erzählt. Es war wohl Karfreitag 1965, daß Salvatore den Film noch als Kind das erste Mal gesehen hat, als alle in Leer vor ihrem Schwarz-Weiß-Gerät in der ostfriesischen Pizzeria saßen, auf dem sonst nur die italienischen Fußballspiele liefen. «Als er, jetzt im Jahre 2002, «herauskam war er ein anderer».

Der zweite Teil des Buches beinhaltet ein auf das «Erste Evangelium» focussiertes Porträt Pasolinis als Dichter und Filmemacher – die Ermordung des wegen seiner Homosexualität aus der KPI ausgeschlossenen katholisch-marxistischen Dissidenten 1975 bezeugt Arnold Stadler als eines der wichtigsten Ereignisse seiner Studienzeit in Rom<sup>16</sup> – sowie eine bildtheologische Erschließung der «Berufung des Matthäus» des italienischen Barockmalers *Caravaggio*, der zum Mörder wurde und die Modelle für seine schmerzhaft realistischen Gemälde in den Kneipen und Bordellen Roms fand. Eine Vorform erschien in dem Kurzgeschichtenband «Maler, Mörder, Mythos. Geschichten zu Caravaggio».<sup>17</sup> Gemalt ist der Augenblick, als Jesus auf die mit der römischen Besatzungsmacht kollaborierenden Zöllner trifft und mit seiner Hand in die hinterste Ecke zeigt, wo der spätere Evangelist Matthäus vor seinem Geldhaufen sitzt. Für Arnold Stadler kommen darin «das Himmlische und das Irdische auf engstem Raum zusammen und werden von einem Licht ausgeleuchtet ... Diese Männer am Tisch sind noch ganz von ihrer Lasterhaftigkeit, die vielleicht nur darin liegt, dass sie in das tägliche Leben verstrickt sind, gefangen, im Augenblick, da Salvatore einbricht in ihre Welt. Diese Welt ist zwar noch im Mittelpunkt des Gezeigten ..., aber die hier gemeinte Hauptsache ist der unsichtbar im Raum stehende Satz, der von der Figur rechts oben mit Hilfe der Hand und des Lichtstrahls zu jener links unten sitzenden Person reicht. «Folge mir nach!» – oder «Komm! Und geh mit mir.»<sup>18</sup>

<sup>15</sup> Vgl. eingehend Matthias Loretan, Sperriger Klassiker der Christus-Filme. «Das erste Evangelium – Matthäus» von Pier Paolo Pasolini (1964), in: Peter Hasenberg u. a., Spuren des Religiösen im Film. Meilensteine aus 100 Jahren Filmgeschichte. Mainz-Köln 1995, 65-68.

<sup>16</sup> Vgl. Arnold Stadler, Haißisch meines Lebens, in: Erbarmen mit dem Seziermesser (Anm. 5), 128-137, hier 133ff.

<sup>17</sup> Arnold Stadler, Salvatore, in: Jean-Hubert Martin u. Bert Antonius Kaufmann, Hrsg., Maler, Mörder, Mythos. Geschichten zu Caravaggio. Ostfildern 2006, 27-44.

<sup>18</sup> Arnold Stadler, Salvatore (Anm. 1), 202f.

«Du bist gemeint! Es geht um dich!»<sup>19</sup>: Genau darauf zielt die theologisch-literarische Provokation des ganzen Buchs: Ausgehend von Salvatores «Sehnsucht nach dem Glauben von einst» – «damals war er bis in die Seele hinein ergriffen von diesen Worten und Zeichen und Wundern und Dingen», vielleicht war er ja sogar nach der Hauptperson dieses Films getauft worden, «Erlöser hieß das auf Deutsch» – bemüht sich Arnold Stadler, über die erzählerisch eindringliche Vergegenwärtigung von Pasolinis Christusfilm so etwas wie Unmittelbarkeit, ja, Gleichzeitigkeit zum Salvator, zu Jesus als Retter und Erlöser des Matthäusevangeliums herzustellen: «Salvatore bezog nun jeden Satz, den er gehört hatte, auf sich, als wäre es sein Horoskop.»<sup>20</sup> «Menschen wie du und ich waren es, die er suchte und liebte», erfahren wir von Jesus, «solche, wie dich und mich», «Zuhörer, die von der Sehnsucht nach dem ganz Anderen erfüllt waren. Über deren Gesichter bei jedem seiner Sätze ein Glanz ging, einst, und jetzt auch.» Das Mitleid, «die Königsregung Jesu und auch die Königsregung des Menschen», dieser Wärmestrom des Erbarmens ist hier wie dort der Motor – sowohl von Pasolinis Schwarz-Weiß-Film als auch von Stadlers Buch über diese einzigartige Verfilmung nicht irgendeines, sondern des Buchs der Bücher. Pasolini mag zwar nicht an Gott geglaubt haben, aber «eine große Sehnsucht nach dem Glauben an Il Salvatore» hatte dieser Sprach- und Bildmensch, davon ist Arnold Stadler überzeugt: «Sie, die Armen, Kranken, Niedergeschlagenen, die Seelenkranken, die hoffnungslos Verschuldeten, die Hungrigen und Durstigen waren die Lieblinge in diesem Film Pasolinis, und die von Jesus sowieso.»<sup>21</sup> Ihnen zuliebe war er gekommen, im Film wie im Leben, das gilt nicht zuletzt für die notorischen Vatertagssäufer der säkularen Gegenwart: «Jesus hatte einst zu solchen «Komm!» gesagt, die schon eine Schwiegermutter hatten, und die Fische wurden auch immer weniger im See Genezareth. Aber dann kam er vorbei, und Petrus, zum Beispiel, machte doch noch etwas aus seinem Leben.» Mochten Salvatores kalabresische Verwandte damals auf eine Film-Hollywoodkarriere hoffen, so haben sie es am Ende alle nicht geschafft – «alles Gestalten von *the wrong side of the tracks* ... gerade recht für das Matthäusevangelium» –, sie hatten mitgespielt, und dabei war es geblieben, sie kamen nicht groß raus, im Gegenteil, die meisten landeten im Gefängnis, räsoniert Salvatore, der kleine Andrea sogar zweimal. «Er war damals das Kind in der Menge, das von den Zinnen Jerusalems herunterschreit: «Hosianna!» – untermalt von einem räuschhaft gesungenen *Gratias agimus tibi* aus dem *Gloria* der Messe in h-Moll von Johann Sebastian Bach, überhöht und übertönt noch von jener Trompete, die schon den Himmel ein Stück weit offen zeigt – das aber Andrea und alle die anderen, die beim Einzug in Jerusalem dabei waren, als wären sie schon im Paradies, erst im Kino hörten. Und sich dann, auch im Gefängnis, an alles erinnern konnten.»

### Keine Story, kein Plot – das Evangelium

Pasolini, so Arnold Stadler, «bewegte noch die Frage einer Erlösung des Menschen, er träumte noch von einer Errettung, auch aus den Verstrickungen des Konsums – des Mammons, wie das im Evangelium genannt wird».<sup>22</sup> Gerade das Matthäusevangelium spreche vom Reich Gottes und preise die Armen dieser Welt ganz konkret selig, es greife die Verantwortlichen ganz konkret an und nenne sie beim Namen: «Dieses Evangelium ist von Pier Paolo Pasolini einer sich liberal nennenden, ausbeuterischen Welt entgegengehalten, der *razza di vipere*, wie es im italienischen Original höchst eindrucksvoll heißt: der Schlangenbrut von 1964, deren Religion der von Pasolini so genannte Konsumismus ist.»<sup>23</sup> Jesus erscheine darin «als Prototyp und Wunder eines Dissidenten, welcher mit ungeheurer Kraft der Gesellschaft der Wölfe,

<sup>19</sup> Ebd., 176, die folgenden Zitate 65.17.75.

<sup>20</sup> Ebd., 86, die folgenden Zitate 125.138.112.160.

<sup>21</sup> Ebd., 85, die folgenden Zitate 42.80f.78.

<sup>22</sup> Ebd., 173, die folgenden Zitate 157.170.119.183.

<sup>23</sup> Vgl. Pier Paolo Pasolini, Freibuterschriften. Die Zerstörung der Kultur des Einzelnen durch die Konsumgesellschaft. Berlin 1978.

an der der einzelne Mensch zugrunde geht, die Leviten liest». Als Jesus zornentbrannt über so viel Unglauben und Stumpfsinn ausrief: «Weh dir, Betsaida! Weh dir, Chorazin!», ergänzt Salvatore «Weh dir, Fischbach am Bodensee! Weh dir, Bahnhofstraße! Weh dir, Liechtenstein.» So ist dieser Jesus «der Vorschein einer anderen und besseren Welt, weich und hart, politisch und unpolitisch, Opfer des Systems und gewalttätiger Austreiber der Tempelhändler; einer, der sich empört und der erleidet: einer, ein wenig wie Pasolini selbst.» Arnold Stadlers Fazit? «Pasolinis Transzendenz- und sein Dazugehörigkeitsverlangen war groß. Er wollte alles schon hier ... Anderswo nennt man so einen: einen Gläubigen. Und im Abstand von über dreißig Jahren erscheint er immer mehr als ein solcher. Abgelebte Terminologie hin oder her.»<sup>24</sup> Gerade darin bestehe die «metaphysische Dimension» von Pasolinis Christusfilm: «Man sieht es seinen Menschen an, dass sie zwar einen ganz gewöhnlichen Hunger haben, aber auch eine Sehnsucht ... Er nennt es selbst die poetische Dimension» – des Evangeliumstextes, die Pasolini filmisch einzufangen sucht – «Ich nenne es seinen Hunger nach dem täglichen Brot und seine Sehnsucht nach dem ganz Anderen, nach der irdischen und der himmlischen Liebe.»

«Dieser Jesus ist einer, dessen Sätze nicht einlullen, sondern verstören»<sup>25</sup>, sie müßten eigentlich «den Papst und die Christen zu Tode erschrecken», setzt Arnold Stadler hinzu. Es ist diese verstörende, ja, sprachverschlagende Fremd- und Andersheit, die schon Pasolini dem heiligen Text in wortwörtlicher Treue folgen ließ, um dessen sperrig-widerständigen Anspruch, die Irdisches und Himmlisches verbindende christologische Pointe der Evangeliumserzählung in Bilder zu übersetzen, die Dimension des Göttlichen im Menschlichen aufscheinen zu lassen. Die Kommunisten sahen darin einen Verrat am Klassenkampf und poetischen Irrationalismus (Sartre widersprach in einem Brief an Pasolini dieser Ablehnung: «Die Linke hat die Christologie verdrängt.») so wie Gläubige an Pasolinis sozialrevolutionärem Jesusporträt Anstoß nahmen. Wo Pasolini nicht gleich lieber die Musik sprechen ließ, sollten die biblischen Zitate und weltberühmten Sätze bewußt unverständlich bleiben, um die Christusgestalt zu entrücken, «die Bilder aber waren so, dass Salvatore und auch die anderen ... auf der Stelle ›Ja!‹ gesagt hätten und geglaubt ... Das war die Macht der Bilder ... die Wörter waren oftmals nicht mehr als Bildlegenden.»

Jede Generation müßte ihr Evangelium weiterschreiben, heißt es. Und so wie *Caravaggio*, *Dostojewski*, *Pasolini* und zuletzt *Patrick Roth's* Christus-Trilogie, jedoch ohne dessen umdeutenden gnostisch-psychologischen Holismus<sup>26</sup> geht es auch Arnold

Stadler darum, Jesus nicht nur nach-, sondern herbeizuerzählen.<sup>27</sup> Um emphatische Präsenz also statt kritischer Distanz, die er den Schriftgelehrten von heute zum Vorwurf macht. Faszinierend die erzählerische Intensität, mit der Arnold Stadler «Salvatores Glauben und sein Verlangen, Ja zu sagen zu diesem Jesus»<sup>28</sup>, vergegenwärtigt. Hier sind wir ganz nah am Glutkern von Stadlers Schaffen – zugleich stoßen wir hier auf den fragwürdigsten Punkt des ganzen Buches. Ist der Autor doch sichtlich bemüht, dessen konfessorische Ernsthaftigkeit mit einer zornigen Wuttrage auf die moderne Bibelwissenschaft abzuschirmen – gegen was eigentlich? Gewiß gibt es auch kritisch-erhellende Pointen – «Arme Kirche: Wie soll einer noch Heil bei ihr finden, die ihr Heil bei Unternehmensberatungen suchte.» –, doch aufs Ganze handelt es sich um eine grobschlächtig-überzeichnete Polemik, die die «historisch destruktive Theologie» als «gigantisches Schrottgewerbe» geißelt, als einen «Scherbenhaufen», von dem «kein Mensch leben» und auf das niemand seine Hoffnung setzen könne. Während Pasolinis poetischer Stil eines naiven, zuweilen magischen Realismus der entzauberten Welt ihre sakrale Dimension wiederzugeben sucht, meint Arnold Stadler in trotzigem Anti-Intellektualismus das komplexe Zusammenspiel von Glaube, Vernunft und Geschichte, von historisch-kritischer und existentiell-spirituelle Bibellektüre kurzschlüssig überspringen und zugunsten einer kindlichen Glaubenseinfalt (Mt 18,3) eskamotieren zu können. Dies droht am Ende nicht nur die von Arnold Stadler eindringlich beschriebene gläubig-ungläubige Sehnsuchtsreligiosität unserer postmodernen Zeit zu verdunkeln, sondern auch die religiös-theologische Pointe des Buches, nämlich die Evangelien als «Partituren der Hoffnung»<sup>29</sup> lesbar zu machen und die Ungeheuerlichkeit dieser ganzen Geschichte in Erinnerung zu rufen. An ihrem Ende angekommen, das wußte Salvatore, wäre sie nicht zu Ende, denn «am Ende des Evangeliums» stand «das Evangelium», «dass diese Geschichte niemals zu Ende wäre».

Kaum zufällig ist «Salvatore» um zwei berührende Schlüsselsätze des NT herumgebaut: «Seid gewiß: Ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt» (Mt 28,20), mit diesem Versprechen verläßt Salvatore das Kino. Kaum weniger erschüttert ihn die Botschaft, daß gerade die nach den Maßstäben dieser Kain-und-Abel-Welt «Verlorenen» «nicht verloren» sind, daß der Mensch «gerettet ist, wenn er Jesus-Salvatore folgt». «Das hätte eigentlich jeden Menschen umhauen müssen. Aber an diesem blauen Tag war es wahrscheinlich nur Salvatore, den es umhaute.»

*Christoph Gellner, Luzern*

<sup>27</sup> Vgl. Knut Backhaus, «Nur ist das Tauchen in die Spur nicht schon das Ziel» – Ein Neutestamentler liest Patrick Roth, in: Georg Langenhorst, Hrsg., Patrick Roth – Erzähler zwischen Bibel und Hollywood. Münster 2005, 31-47, hier 35.

<sup>28</sup> Arnold Stadler, Salvatore (Anm. 1), 116, die folgenden Zitate 53.159.92.  
<sup>29</sup> Ebd., 189; die folgenden Zitate 49.148.221ff.62.

## «DA STEHT NOCH VIELES AUS»

Bericht und Augenschein aus Bosnien-Herzegowina

Srebrenica – mit sehr gemischten Gefühlen besteige ich am 11. Oktober 2008 in Sarajevo den Bus. Bei meiner letzten Reise nach Bosnien im Sommer 2006 hatte ich den Ort gemieden, nicht nur aus Zeitmangel. Den Ort, an dem an zwei oder drei Tagen im Juli 1995 mehr als 8000 Muslime ermordet wurden – vermutlich waren es sogar 11.000, unter den Augen der UNO-Friedenstruppe (UNPROFOR), diese geführt von einem niederländischen General – den Ort wollte ich nicht unbedingt sehen. Nun kann ich mich nicht entziehen.

Srebrenica ist in mehrfacher Hinsicht ein Symbol: zunächst für den Massenmord an bosnischen Muslimen. Genauer muß ich sagen: für den Völkermord an muslimischen Männern und für

die massenhafte Vergewaltigung muslimischer Frauen. Von der Gewalt gegen Frauen wird auch heute kaum gesprochen. Die Erfahrung ist zu traumatisch.

Sodann steht Srebrenica für ein zwar erklärbares, aber dennoch unbegreifliches Versagen der internationalen Gemeinschaft. Die Niederländer hatten als ihren Stützpunkt ein großes umzäuntes Werksgelände, eine Batteriefabrik. Sie hätten nur die Tore öffnen müssen. Für einige Tage hätten alle Muslime aus der Stadt und den Dörfern ringsum Platz und Schutz gefunden. Den bereits von einem Flugplatz nahe Neapel aufgestiegenen Kampfflugzeugen der internationalen Schutztruppe befahl der französische Oberkommandierende in Zagreb die Umkehr. Natürlich weiß man

von den guten Beziehungen Frankreichs zu Serbien: Die reichen zurück wenigstens bis zum Juli 1914. Dennoch bleibt dieses Verhalten unbegreiflich.

Srebrenica ist auch ein Symbol für ein Umdenken vieler Pazifisten. Man denke, wie etwa *Joschka Fischer* «nach Srebrenica» zuerst seinen eigenen und dann den Kurs seiner Partei verändert hat. Beim Kosovo-Konflikt im Frühjahr 1999 war Fischer Außenminister und sowohl die deutsche wie die internationale Reaktion eine völlig andere. Ich habe mich nach den Tagen von Srebrenica manchmal darüber geärgert, daß dieser Name benutzt wurde, um militärische Gewalt an anderen Stellen der Welt zu rechtfertigen.

### Die «Mütter von Srebrenica»

Nun also fahre ich an den Ort des Grauens. Begleitet wird meine Reisegruppe von Frauen der «Mütter von Srebrenica». Sie leben in Sarajevo wie 90 Prozent der aus Ostbosnien vertriebenen Muslime. Die Leute hätten zurückkehren können, hätten ihre Häuser zurück erhalten. Aber der Vertrag von Dayton vom November 1995 errichtete bekanntlich innerhalb des bosnischen Staates eine «Serbische Republik» (Republika Srpska – Hauptstadt Banja Luka), nicht zu verwechseln mit der Republik Serbien mit ihrer Hauptstadt Belgrad. Es ist für Muslime sehr schwer, in der Serbischen Republik zu leben. Viele Rückkehrer wurden äußerst unfreundlich aufgenommen. Die Moscheen wurden zum größten Teil nicht wieder aufgebaut. Wir kommen an einer Tankstelle vorbei, die auf dem Gelände einer Moschee errichtet worden ist – bis heute wurde die Moscheegemeinde nicht einmal entschädigt. In der Schule gibt es keinen muslimischen Religionsunterricht. Man ist orthodox in der serbischen Republik.

Etwas anderes geht sehr langsam voran: das Auffinden der Orte, wo die Toten im Krieg verscharrt worden sind, die Identifikation der Leichen und ihre Bestattung nach muslimischem Ritus. Als unsere Begleiterinnen plötzlich ihren Kopf mit einem Tuch bedecken und ihre Hände ausbreiten, fahren wir an einem Kriegsfriedhof vorbei, der erst vor Monaten – dreizehn Jahre nach Kriegsende – angelegt wurde. Ein Freund aus Sarajevo hatte mir im Herbst 2007 geschrieben, er komme gerade von der Trauerfeier für zehn Verwandte, die am Berg Romania gefunden und auf den muslimischen Zentralfriedhof in der Hauptstadt überführt worden seien. Dort ruhen sie nun in der Nähe des Grabmals für den 2003 verstorbenen Staatspräsidenten *Alija Izetbegović*.

Der Weg führt durch ein Tal. Wir erfahren: Die Frauen und Kinder von Srebrenica sind diesen Weg im Juli 1995 in umgekehrter Richtung gegangen, als die Freischärler des Generals *Mladić* sie abziehen ließen. Sie gingen bei glühender Hitze zu Fuß, die Großmutter vielleicht im Schubkarren, die erschöpften Kinder hinter sich her ziehend, tagelang, bis sie endlich zur Demarkationslinie kamen.

### Ungesühnte Vergangenheit

Endlich sind wir in der Batteriefabrik. Ein Film wird vorgeführt mit Originalaufnahmen internationaler Journalisten, Lebensläufe sind dokumentiert, die enden mit: «Ich konnte ihm noch zuwinken. Danach habe ich ihn nie wieder gesehen.» Diese Lebensläufe unterscheiden sich fast nur in den Jahreszahlen von den jüdischen Biographien, die man im Jüdischen Museum in Sarajevo, der ehemaligen sephardischen Synagoge, findet. Sarajevo hatte bis 1942 eine sehr große jüdische Gemeinde, deren Geschichte weit zurückreicht. Das Osmanische Reich hatte nämlich bei der Vertreibung der Juden aus Spanien einen Großteil dieser «Spaniolen» aufgenommen. Sarajevo war eine Stadt, in der vier Religionsgemeinschaften zusammenlebten. Dem haben die kroatischen Faschisten im Auftrag Hitlers ein Ende gemacht.

Zurück nach Srebrenica. Ich sehe ein Bild: *Bill Clinton* besucht die Gedenkstätte. Begleitet wird er vom Großmufti der bosnischen Muslime, *Dr. Mustafa Cerić*. Am Abend in Sarajevo wird

mir jemand erzählen: «*Dr. Cerić* geht nur nach Srebrenica, wenn große Gedenkfeiern mit internationalen Gästen stattfinden. Die «Mütter» unterstützt er nicht.» Dahinter steht die Auffassung: Der *Rais al-Ulema*, das Oberhaupt der Religionsgelehrten, ist zwar eine charismatische Führerpersönlichkeit, die den bosnischen Islam in ganz Europa vertritt – aber den Kontakt zu den einfachen Muslimen hat er dabei weitgehend verloren. Tatsächlich gehört *Dr. Cerić* zur kleinen Oberschicht des Landes, nicht zuletzt wegen seiner vielen internationalen Verbindungen. Es gibt auch relativ viele Muslime, die sich bei der letzten Wahl des *Rais* für seinen Gegenkandidaten *Enes Karić* (zur Zeit Gastprofessor in München) ausgesprochen haben.

Die Mütter von Srebrenica haben wohl manchmal das Gefühl, auf verlorenem Posten zu stehen. Das liegt aber kaum an *Dr. Cerić*. Die internationale Gemeinschaft will die Kriegsverbrecherprozesse in Den Haag einstellen und die «restlichen» Fälle – also 80 bis 90 Prozent – nach Bosnien überweisen. Dort sind alle staatlichen Posten, auch die Richterstellen, dreifach besetzt, mit einem Kroaten, einem Serben und einem Bosniaken. Das bedeutet mit großer Wahrscheinlichkeit, daß die Prozesse bis zum «St. Nimmerleinstag» vertagt werden.

Bei ihren Auseinandersetzungen mit den Behörden in Brüssel haben die «Mütter» durchaus die Unterstützung des *Rais al-Ulema*. So hat er etwa vorgeschlagen, den 11. Juli zum europäischen Gedenktag zu erklären. *Munira Subašić* als Sprecherin der Mütter hat diesen Vorschlag ihrerseits in einem Brief an *Diana Wallis*, die Vizepräsidentin des europäischen Parlaments, aufgegriffen und bekräftigt.

Übrigens: Die Terminologie ist verräterisch, Bosnier sind natürlich alle Beteiligten. Aber während des Krieges hat der große muslimische Gelehrte *Smail Balić* durchgesetzt, daß der im Unterschied zur Konfessionsbezeichnung großgeschriebene Ausdruck «Muslimani» für die muslimische Volksgruppe durch «Bosniaken» ersetzt wurde. Er wollte damit die religiöse und die ethnische Bezeichnung entflechten. Hier muß ich eine Bemerkung zur Religionssoziologie einfügen: Der Krieg und die Vertreibungen haben bei den bosnischen Muslimen zu einer Renaissance der Religion geführt, aber weiterhin lebt die Mehrheit der bosnischen Muslime weitgehend säkular. Die Kirchlichkeit der Serben ist eher gering. *Erhard Busek*, auf den ich noch zurückkommen werde, schreibt: «Ich glaube, 20 oder 25% der Serben sind nur Mitglied der orthodoxen Kirche.» Er warnt dringend vor einer Instrumentalisierung des Religionsthemas, die schon da einsetzt, wo die Medien unentwegt von *den* katholischen Kroaten, *den* orthodoxen Serben und *den* muslimischen Bosniaken sprechen. Wer würde denn bei uns ernsthaft das katholische Frankreich dem protestantischen Preußen gegenüberstellen? Und Sarajevo ist nur eine gute Flugstunde von Berlin entfernt.

Zurück zu den Müttern von Srebrenica: Noch in anderer Hinsicht kämpfen sie gegen die sprichwörtlichen Windmühlenflügel. Es gab und gibt wohl Prozesse gegen bosnisch-serbische und «republik-serbische» Kriegsverbrecher und gegen Kroaten und Bosniaken, unter denen es auch Verbrechen gab, wenn auch in ungleich geringerem Umfang. Aber niemand ist bereit, einen Prozeß gegen die «Internationalen» zu führen, also gegen ausländische Soldaten, die im Auftrag der UNO in Bosnien eingesetzt wurden, – etwa den holländischen General, der beim Genozid «zuschaut» und der sich häufig vom immer noch untergetauchten Freischärler-«General» *Mladić* einladen und beschenken ließ. Die «Internationalen» genießen «Indemnität» – Strafflosigkeit. Daran werden wohl auch die geplanten Demonstrationen in Brüssel und Den Haag wenig ändern. Die Rückfahrt nach Sarajevo verläuft sehr still.

Am Abend habe ich Gelegenheit, über die Bemerkung des seit langem in Bosnien lebenden Journalisten *Erich Rathfelder* nachzudenken: «Wären die Leute von Srebrenica Christen gewesen, die internationale Gemeinschaft hätte nicht zugeschaut.» Die Muslime in Bosnien passen manchen Leuten nicht in ihr Bild von Europa – auch nicht die Muslime in Serbien. Es gibt auch heute eine muslimische Minderheit in der Republik Serbien, vor allem

im Süden, dem so genannten Sandschak. Im Kosovo, in Mazedonien, Albanien, Rumänien und Bulgarien und, was kaum jemand weiß, in Polen leben seit Jahrhunderten Muslime.

Sagt man öffentlich, daß der Islam zur Geschichte Europas gehört, daß er Sizilien geprägt hat bis zur Eroberung durch die Normannen und Spanien bis 1492, daß muslimische Philosophie und Wissenschaft Europa enorm befruchtet hat, so trifft man häufig genug auf Unkenntnis, manchmal auch auf heftige Empörung. Das Vorurteil, der Islam sei in Europa etwas Fremdes, sitzt sehr tief. Die Muslime auf dem Balkan und in Polen aber gehören nicht nur zur Geschichte, sondern auch zur Gegenwart Europas. Zählt man Rußland zu Europa – es gibt keinen Grund, das nicht zu tun – so kommen noch einmal 25 Millionen Muslime hinzu. Kasan ist nicht nur der Ort der «heiligen Gottesgebärerin von Kasan», sondern auch das Zentrum des russischen Islam.

### Muslime ohne Zukunft?

Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß sich im Bosnienkrieg von 1992 bis 1995 gezeigt hat, daß ein vitaler autochthoner, d.h. nicht aus Migration hervorgegangener Islam in Europa nicht vorgesehen war. Die Serben in Bosnien hatten ihre Freunde, in der Republik Serbien und weit darüber hinaus – auch wenn man sie dann in extrem ungerechter Pauschalisierung zu einer Art «Abschau Europas» erklärt hat. Die Kroaten hatten auch ihre Freunde, in der Republik Kroatien und bis hin zur kroatischen Minderheit in Deutschland. Am Anfang des Krieges gab es sogar eine Phase, in der die Leitfiguren der beiden Republiken, *Milošević* und *Tudjman* sich einigten, Bosnien unter sich aufzuteilen.

Wo aber waren die politischen Freunde der bosnischen Muslime? Die Freiwilligen aus den arabischen Ländern – sehr groß war ihre Zahl ohnehin nicht – erwiesen sich sowohl in militärischer wie in politischer Hinsicht eher als Belastung: Sie waren nicht bereit, sich in die Strukturen der bosniakischen Armee einzufügen und schädigten international den Ruf der bosnischen Muslime. Vor allem aber gab es keinen Staat, die Türkei eingeschlossen, der die Bosniaken wirkungsvoll politisch unterstützt hätte.

Natürlich: Heute kann man von der ehemaligen «Snijperallee» in Sarajevo die neuen Moscheen sehen, die verschiedene muslimische Staaten errichtet haben. Die malaysische Moschee hat ein Muslim mir gegenüber als «das häßlichste religiöse Gebäude des Balkan» bezeichnet. Doch ob häßlich oder schön – ich frage mich, ob diese Gebäude nicht das schlechte Gewissen darüber betäuben sollen, daß man die Bosniaken politisch im Stich gelassen hat.

Und jetzt? Die bosnischen Serben können jederzeit nach Serbien umziehen. Es gibt genug Kräfte, die eine Vereinigung der Republika Srpska mit der Republik Serbien wollen. Die Kroaten in Bosnien haben alle neben ihrem bosnischen auch einen kroatischen Paß. Außerdem werden sie immer weniger, weil viele auswandern, die älteren Richtung Zagreb, die jüngeren Richtung Mitteleuropa, Kanada, USA und Australien. Eine Arbeitslosigkeit von offiziell 40 Prozent und faktisch bis zu 80 Prozent läßt kaum einen anderen Weg. Wohin aber sollen die Muslime gehen? Nach Deutschland jedenfalls nicht. Deutschland hat zwar bis heute in Bosnien einen ausgezeichneten Ruf, weil es so viele Flüchtlinge aufnahm. Möglichst bald nach dem Ende des Krieges sollten diese Flüchtlinge aber zurückkehren. *Günther Beckstein* hatte ja nicht nur die landesväterlichen Züge, die in seinem Jahr als Ministerpräsident sichtbar wurden. Ich erinnere mich gut an die Härte des bayerischen Innenministers, der etwa ab 1998 alle bosnischen Flüchtlinge, deren er irgend habhaft werden konnte, rigoros nach Bosnien zurückbringen ließ – in ein Land, dessen Infrastruktur zermalmt worden war und dessen Fläche, wie ein bayerischer Militärpfarrer bei den EUFOR-Truppen berichtet, auch heute noch (!) zu 70 Prozent vermint ist.

Als Gast in Bosnien kann man sich nicht wünschen, daß alle von dort weggehen. Bosnien-Herzegowina ist ein wunderschönes Land. Nicht nur die Brücken von Mostar und Višegrad (hier

spielt Ivo Andrić' großer Roman «Die Brücke über die Drina») sind wunderbar – das ganze Land ist schön. Und die Altstadt von Sarajevo muß man lieben, wenn man ein Gefühl für Städte hat.

### Ein anderer Islam

Der bosnische Islam ist etwas Besonderes. Er könnte für das neue Europa viel bedeuten. Das Zusammenleben mit anderen Religionen hat ihn geprägt. Die Kultur – oder die Religion – der bosnischen Muslime unterschied sich schon in der türkischen Ära sehr deutlich vom Islam in anderen Teilen des Osmanischen Reiches. Nur zwei Beispiele dafür: Schon vor Jahrhunderten ist die Mehrehe in den muslimischen Familien praktisch verschwunden. Nur ganz kleine Teile der häufig aus andern Reichsteilen kommenden Oberschicht hielten daran fest. Das zweite: Im Gegensatz zur überwiegenden Mehrzahl der muslimischen Länder spielt Musik im religiösen Leben eine prägende Rolle. Wir erleben in Sarajevo das Konzert einer Musikschule. Dort hören wir Gesänge, die in schwierigen Zeiten wie etwa unter der kommunistischen Herrschaft das Überleben der Religion gesichert haben. Sie handeln von der Liebe zu Gott und vom Leben Muhammads.

Ein politischer Aspekt ist wichtig: Nachdem Österreich-Ungarn 1878 die Verwaltung von Bosnien-Herzegowina übernommen hatte – nominell gehörte das Land immer noch zum Osmanischen Reich – gab es eine Trennung von Religion und Staat. Der Islam mußte sich organisieren als eine Religionsgemeinschaft unter anderen in einem mehrheitlich christlich geprägten Staat. Die Österreicher wurden zunächst sehr mißtrauisch betrachtet – vom Berliner Kongreß im Juli, der Österreich, um den Einfluß Rußlands abzuwehren, die Macht über Bosnien zusprach, bis zum Oktober 1878 gab es sogar bewaffneten Widerstand. Schon bald aber erkannten die Muslime die Chancen der neuen Situation. Auch die von den Österreichern verfügte Wahl eines Rais al-Ulema, eines Oberhauptes der Religionsgelehrten, und die Schaffung eines mit ihm zusammen amtierenden Leitungsgremiums wurde bald als entscheidender Gewinn verstanden. Übrigens besoldete die österreichische Verwaltung den Rais Effendi wie einen katholischen Erzbischof. Diese Einrichtungen haben sich in Bosnien durch den häufigen Wechsel der politischen Systeme bis heute erhalten. Und die österreichische Gesetzgebung in Sachen Rechtsstand der Muslime blieb in der Republik Österreich in Kraft und bildete die Grundlage für die Entscheidungen der siebziger und achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts, als es aufgrund der Migration wieder eine beachtliche Zahl von Muslimen im Land gab.

1918 wurden die bosnischen Muslime Bürger eines südslawischen Königreiches. Es nannte sich «Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen». Die Muslime kamen im Namen nicht vor. Das war alles andere als Zufall. Denn die Serben betrachteten die Muslime als islamisierte Serben, ihre Religion war Abfall vom Serbentum. Polemisch nannte – und nennt man gelegentlich bis heute – die Bosniaken «Türken». Die Kroaten hingegen betrachteten die Muslime als vom Katholizismus abgefallene Kroaten. Für die Muslime als Muslime und gleichberechtigte Bürger war, anders als in der österreichischen Zeit, kein Platz. Im Grunde ist dies bis in die Gegenwart so geblieben.

### Vom Vertrag von Dayton zu einer neuen Verfassung

Nun aber wäre die Gelegenheit für einen Neuanfang da. Es ist der dringende Wunsch der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung, zu einem multireligiösen Leben in Bosnien-Herzegowina zurückzukehren, das – anders als in der osmanischen Zeit – von keiner religiös-politischen Macht dominiert werden soll.

Auch die Juden nehmen wieder intensiven Anteil am gesellschaftlichen und politischen Leben in Bosnien-Herzegowina. Der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde in Sarajevo, *Jakob Finci*, bereitet zurzeit eine Klage vor dem Internationalen Gerichtshof vor. Nach dem Abkommen von Dayton, das in Bosnien-Herzegowina

eine Verfassung ersetzt, könnte er nämlich nicht Staatspräsident werden. Präsident, so steht geschrieben, können nur Serben, Kroaten oder Bosniaken werden – ein abermaliger Hinweis, welcher Irrsinn entsteht, wenn man einen Staat «völkisch» – «blutsmäßig» nannte man das einmal in Deutschland – definiert und dann auch noch religiöse und ethnische Zugehörigkeiten vermischt. Das wichtigste politische Erfordernis für Bosnien-Herzegowina wäre eine Verfassung, die über die schnell gestrickten Lösungen von Dayton hinaus führt und allen Bürgern und Bürgerinnen des Landes gleiche Rechte gewährt.

Großmufti Dr. Cerić – das ist sein großes Verdienst bei aller Kritik an seiner Rolle im gesellschaftlichen Leben Bosniens – bemüht sich seit Jahren intensiv um die Rolle des Islams in Europa.<sup>1</sup> Neben seiner «Deklaration des Islam in Europa» wird in letzter Zeit ein Artikel diskutiert, den er im Januar 2008 in der Online-Ausgabe der Zeitschrift *European View*, dem Journal der Europäischen Volkspartei, veröffentlicht hat. Darin sagt er, Europa sei weder das Haus des Islam (dar al-islam) noch das Haus des Krieges (dar al-harb), sondern das Haus des Vertrags (englisch «house of social contract», arabisch dar al-sulh) und zwar deshalb, weil es in Europa möglich sei, daß Muslime in Übereinstimmung mit dem Islam im Kontext der Prinzipien der europäischen Gesellschaft leben.

Im Vorfeld der Verleihung des Eugen-Biser-Preises an Cerić und zwei weitere muslimische Gelehrte am 22. November 2008 wurde Cerić allerdings von Abgeordneten der CDU/CSU vorgeworfen, er lehre im gleichen Aufsatz die Ewigkeit und Unwandelbarkeit der Scharia. Es scheint aber, als hätten die betreffenden Politiker den Artikel von Cerić gar nicht gelesen. Die entscheidenden Sätze lauten in meiner (nicht autorisierten) Übersetzung nämlich so: «... dieser islamische Bund (den Cerić vorher in die Reihe des Noahbundes, also der noachitischen Neuordnung nach der Flut, und des Sinaibundes gestellt hat), die Scharia, ist ewig, er ist nicht verhandelbar (wörtlich: verkäuflich) und er ist nicht kündbar. Er ist ewig, weil er Gottes unendliches (azali) Wort in der Vergangenheit ist; er ist nicht verhandelbar, weil er die Macht hat, Gehorsam zu erzwingen; und er ist nicht kündbar, weil er unbegrenzt in die Zukunft reicht.

Der Fiqh (das islamische angewandte Recht) ist nicht die Scharia. Vielmehr ist er ein bestimmtes Verständnis der Scharia. So ist der Fiqh (das Verständnis) der Scharia durch eine bestimmte Person oder Gruppe nicht ewig, er ist verhandelbar und er ist kündbar (bzw. endlich). Die Scharia ist das ewige Prinzip, auf dessen Basis jede Generation der Muslime das Recht und die Pflicht hat zu urteilen über gut und böse, richtig und falsch, im Kontext ihrer Zeit und ihres (Lebens-)raums und in Übereinstimmung mit ihrer eigenen Erfahrung.»

Mit der Unterscheidung von Scharia und Fiqh tut Cerić das Gegenteil von dem, was ihm unterstellt wird. Das angewandte islamische Recht kann sich nach ihm sehr wohl an veränderte gesellschaftliche Verhältnisse anpassen. Am Vorabend der Preisverleihung etwa bekannte sich Cerić bei einer Veranstaltung in München als engagierter Gegner der Todesstrafe. Nach seiner Überzeugung ist es unter den politischen Bedingungen im Vereinten Europa für die Muslime leichter, ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, als in manchen überwiegend muslimischen Ländern. Als Beispiel nannte er die Hadsch, die Reise nach Mekka, der in Europa weder politische noch wirtschaftliche Hindernisse entgegenstehen.

Wenn Cerić im genannten Aufsatz die Scharia als «islamischen Bund» (covenant) in die Reihe von Noahbund und Sinaibund stellt, so sollte man das ernst nehmen. Es gibt viele Juden – und inzwischen auch viele Christen –, die analog die Thora vom Sinai als lebenspendende Weisung Gottes betrachten und doch nicht im Traum daran denken, ihre strafrechtlichen Vorschriften anzuwenden. Ja viele von ihnen, der Autor dieser Zeilen

<sup>1</sup> Vgl. Rupert Neudeck, Europa – das «Haus des Gesellschaftsvertrags». Mustafa Cerić und die Begründung eines europäischen Islam, in: *Orientierung* 70 (2006), 168ff.

eingeschlossen, berufen sich auf die Thora und begründen zugleich ihre Ablehnung der Todesstrafe nicht nur politisch, sondern auch theologisch.

## Europas Verantwortung

Die islamische Theologie des Großmuftis von Bosnien hat ihren Platz in Europa, und sein Land gehört nicht nur geografisch, sondern auch kulturell und geistig zu unserem Kontinent. Deshalb darf sich die internationale Gemeinschaft auch aus ihrer Verantwortung für Bosnien-Herzegowina noch nicht zurückziehen, wie es offenbar erwogen wird, sondern muß ihre Mission, die «nach Srebrenica» begonnen hat, vollenden. Soll das Land nicht demografisch, wirtschaftlich und politisch weiter verelenden, so ist in den kommenden Jahren entschiedenes Engagement notwendig. Der Gewinn wäre groß, nicht nur für Bosnien-Herzegowina, sondern für ganz Europa. Es wäre vor allen Augen, daß ein Zusammenleben und eine gegenseitige Bereicherung verschiedener Religionen mitten in Europa möglich ist.

Dr. Erhard Busek war von 1991 bis 1995 Vizekanzler der Republik Österreich und Vorsitzender (Bundesparteiohmann) der Österreichischen Volkspartei. Seit 2002 ist er Sonderkoordinator des Stabilitätspaktes für Südosteuropa. Am 17.1.2005 hielt Busek vor dem Kreisky Forum Wien einen Vortrag «Hat Südosteuropa eine europäische Zukunft?» Der Vortrag schließt: «Als ich begonnen habe, mich in dieser Gegend umzutreiben, hat meine inzwischen selige Mutter nahe der 90 gesagt, «Bub geh' nicht nach Sarajevo, weißt eh, sie haben den Thronfolger erschossen.» Dann war sie sehr modern und hat gesagt: «Bei der Winterolympiade haben wir dort auch nichts gewonnen.» Damit werden wir diesen Ländern oder den Menschen dieser Länder in Wirklichkeit nicht gerecht. Auch die ganze Dimension der Religionsfrage, die hier immer wieder genannt wird, ist bei weitem übertrieben (kursive Worte sinngemäß von R.Oe. ergänzt). Das ist nicht das Problem. Wenn es dort zu Radikalismen kommt, dann weil die Wahhabiten mit viel saudischem Geld unterwegs sind und alle möglichen Gruppen zu beeinflussen suchen. Der Rais al-Ulema Mustafa Cerić von Sarajevo fleht uns immer an, wir sollen beitragen dazu, einen europäischen Islam selbst zu entwickeln. Ein bisschen ist das auch auf der österreichischen Seite ein Erbe, das uns Kardinal König hinterlassen hat, der auf dem Sektor immer wieder versucht hat, etwas zu tun. Sie merken, das ist nicht nur eine Frage der Politik. Es ist nicht nur eine Frage der Wirtschaftshilfe. Sondern es ist auch eine Frage der Kenntnis, der Erkenntnis und der Erweiterung im Hirn und in den Herzen. Da steht aber noch vieles aus.»

## Nachtrag im Januar 2009

In den ersten Januartagen 2009 bin ich nochmals in Sarajevo. Es ist kalt, nicht nur wegen des außergewöhnlich strengen Winters, sondern vor allem, weil Rußland die Gaslieferungen eingestellt hat. Als ich erzähle, daß Deutschlands Gasvorrat etwa 40 Tage vorhält, sind meine Freunde deprimiert. Bosnien-Herzegowina hat keine Vorräte. Die «Heizungsfrage» hat etwas Demütigendes. In dem neueröffneten Hotel, in dem wir untergebracht sind, ist es mollig warm, vermutlich weil man kurzfristig von Gas auf Öl umgestellt hat. Mein Zimmer ist überheizt und – man fühlt sich wie im alten Ostblock – niemand weiß, wie man die Heizung herunterregeln kann. Unsere Gesprächspartner aber kommen aus Wohnungen, in denen sie fürchten müssen, daß die Radiatoren einfrieren.

Bei der jüdischen Gemeinde hören wir, daß ihr Vorsitzender Jakob Finci inzwischen Botschafter von Bosnien-Herzegowina in der Schweiz geworden ist. Schon am Anfang des Gaza-Konfliktes hat sich die Gemeinde an die Stadt Sarajevo gewandt und mit der Oberbürgermeisterin gemeinsam zu einem Waffenstillstand aufgerufen. Niemand fühlt sich hier genötigt, die Politik des Staates Israel pauschal zu rechtfertigen.

Großmufti Cerić ist offensichtlich in der bosnischen Gesellschaft umstritten. Die links-unabhängige Wochenzeitung *Dani* ist mit

einer Fotomontage auf der Titelseite erschienen: Cerić als Weihnachtsgeschenk. Hintergrund ist, daß wegen des komplizierten Festkalenders – die islamischen Feiertage wandern durchs bürgerliche Jahr, das «katholische Weihnachten» ist am 25. Dezember, das «orthodoxe» am 7. Januar – die Kinder in der kommunistischen Zeit ihre Geschenke zu Neujahr von einer Kunstfigur erhielten, einer Art von bosnischem Santa Claus. Nun hat die muslimische Verwaltungsdirektorin aller staatlichen Kindertagesstätten den Santa Claus aus den ihr unerschafften Einrichtungen verbannt. Die eher säkulare Öffentlichkeit führt dies auf den Einfluß des Großmuftis zurück.

Ernsthafter ist die Kritik am Rais al-Ulema von Seiten der Studierenden und Professoren der islamisch-theologischen Fakultät. Diese entzündet sich vor allem an dem geplanten Neubau des Riases, des Amtssitzes des Großmuftis einschließlich Verwaltung. Der bisherige Bau am Ufer der Miljaka ist nach Cerić' Auffassung nicht mehr ausreichend. Dieser Neubau paßt tatsächlich schlecht in ein Land, dessen wirtschaftliche Probleme enorm sind. So liegt etwa die Arbeitslosigkeit nach offiziellen Angaben bei 48%, in Wahrheit ist sie vermutlich noch höher. Man erzählt sich in Sarajevo, daß hunderte von Studenten und Studentinnen der islamischen Theologie einen Protestbrief unterschrieben haben. Um die Studierenden zu schützen, haben sich bedeutende Professoren wie *Karić* und *Hafisović* oder der in der Stadt sehr bekannte Imam *Spahić* vor sie gestellt.

Die politische Kritik an Cerić hat *Vildana Selimbegović*, die Chefredakteurin von *Dani*, schon vor einiger Zeit so zusammengefaßt: «Das Problem liegt in der Tatsache, daß Imam Cerić sich immer öfter in weltliche, also politische Angelegenheiten einmischt. Er übernimmt die Rolle des politischen Vertreters der muslimischen Bosniaken in Bosnien-Herzegowina. Für sie ist das überhaupt nicht gut, weil Bosnien Herzegowina ein säkularer Staat ist. Das

Land möchte der EU beitreten, und es ist verfehlt, wenn ein Volk von einem Religionsführer repräsentiert wird.»

Nun formuliert *Pero Sudar*, Weihbischof des Erzbistums Sarajevo und ein sehr kluger und abwägender Analytiker der Situation in seinem Land: «Großmufti Cerić engagiert sich im Ausland mehr für den interreligiösen Dialog als im Inland.»

Nach meiner Überzeugung ist Cerić tatsächlich für den interreligiösen Dialog auf internationaler Ebene sehr wichtig. Nicht umsonst zählt er zu den Wortführern der muslimischen Theologen, die das Dokument «A common word» unterzeichnet haben. Im November 2008 gehörte er zu der Gruppe, die wichtige Gespräche im Vatikan führte. Die Bilder, die ihn mit dem Papst zeigen, gingen durch alle Medien. Man kann ihm auch nicht wirklich vorwerfen, daß er sich für die Rechte der bosnischen Muslime auf politischer Ebene einsetzt. Seine Schwierigkeiten in Bosnien rühren wohl auch daher, daß die gegenwärtige politische Führung des Landes so schwach ist und ein Mann mit seiner charismatischen Begabung schnell eine Führungsrolle erhält, zu der er keine demokratische Legitimation hat. Außerdem sind zahlreiche Auftritte auf dem internationalen Parkett sehr verführerisch, wenn man zu einer Volksgruppe gehört, die im eigenen Land mit extrem widrigen wirtschaftlichen Verhältnissen kämpfen muß.

Der letzte Gesichtspunkt erscheint mir als der wichtigste: Das Interesse an Bosnien ist in Westeuropa so gering und die Auseinandersetzung mit dem Islam in weiten Kreisen immer noch so schlicht, daß ein Bedürfnis nach dem *einen* oder einigen ganz wenigen Vertretern besteht, die das Land Bosnien oder sogar den europäischen Islam für uns repräsentieren. Eine solche Rolle wäre für jeden Theologen extrem schwierig. Das Beste, was wir in dieser Situation tun können, ist, den bosnischen Islam oder überhaupt den Islam auf dem Balkan in seinem Reichtum, aber auch in seiner Differenziertheit wahrzunehmen. *Rainer Oechsen, München*

## Bischof José Dammert Bellido von Cajamarca

Eine europäische Würdigung

Er war einer der größten Bischöfe Perus und ganz Lateinamerikas im 20. Jahrhundert, José Dammert Bellido, Bischof von Cajamarca 1962-2002. Am 10. September 2008, drei Monate nach seinem 91. Geburtstag, ist er in Lima gestorben.

Der Ruf, den er hatte, reicht über Cajamarca weit hinaus. Bevor er kam, war die Stadt Historikern zwar bekannt, denn im Jahr 1533 hatte Pizarro, der Eroberer Perus, Atahualpa, den letzten Inkakönig, in dieser Stadt ermorden lassen. Seitdem jedoch blieb sie –wenngleich Zentrum der gleichnamigen Provinz sowie Sitz einer Diözese mit 90 Prozent Campesinobevölkerung, eine eher abgelegene Gegend im Norden Perus. Mit Bischof Dammert begann dort eine Zeitenwende. Er gab der kirchlichen Arbeit eine neue Orientierung. Denn er legte zum ersten Mal in der Geschichte ihren Schwerpunkt nicht mehr auf die Stadt, sondern auf die Campesinobevölkerung. Der Bischof hat diesen Kurs einer sozialen Pastoral mit großem Nachdruck und wirklicher Entschlossenheit bis zum letzten Tag der Ausübung seines Amtes verfolgt. Sie war eine Pastoral der Befreiung. Sie fand große Unterstützung bei den Betroffenen selbst – den Campesinos der Anden – und führte einen kirchlichen Frühling unter ihnen herbei. Das gleiche gilt von Paul VI., der Bischof Dammert großes Vertrauen schenkte und ihm nachhaltige Unterstützung gab, wie von den vielen Partnerschaftsgruppen, deren Mitglieder in seiner Diözese arbeiteten oder persönlichen Kontakt über Hilfsmaßnahmen zu ihm hatten.

Über diesen Personenkreis hatte ich selbst zu ihm Verbindung. Ich konnte ihn zweimal in Deutschland treffen und einmal in Lima besuchen. Seine Herzlichkeit und Eindeutigkeit waren für mich beeindruckend. Alle die ihn trafen, sahen aber auch die grenzüberschreitende, weltweite Bedeutung seiner Arbeit. Sie ist ein Zeichen der Zeit. Sie verliert ihre Wichtigkeit weder durch

seinen Amtsverzicht noch durch seinen Tod. Sie gewinnt sogar zunehmend an Aktualität und erhält in der Gegenwart richtungweisenden Charakter für die Kirche insgesamt. Dies gilt jedoch auch besonders für Cajamarca selbst. Dort findet gegenwärtig mit der Mine Yanacocha durch eine multinationale Firma Goldabbau in einer Größenordnung von globalem Ausmaß statt – mit allen sozialen, ökologischen und politischen Problemen, die man sich überhaupt denken kann. Bischof Dammert und seine Arbeit müssen vor diesem Hintergrund eine Würdigung erfahren, denn sie ist exemplarisch und hat richtungweisende Kraft.

Sein Wahlspruch als Bischof war auch der Wahlspruch seines Lebens und lautete: «Fac bonum» – «tu das Gute». Bischof Dammert hatte Verbindung zu den Theologen der Befreiung. Aber er war selbst eine Instanz der Befreiung. Er stand vorrangig für jene Mitglieder seiner Diözese, die am Rand der Gesellschaft lebten, aber ihre große Mehrheit bildeten, die Campesinos. Will man ein Bibelwort finden, das für ihn gilt und seine Arbeit charakterisiert, dann fällt mir das dritte Kapitel des Zweiten Briefes an die Korinther ein, wo Paulus schreibt, er brauche keinen Empfehlungsbrief von irgendwem. Denn: «unser Brief seid ihr, hineingeschrieben in unsere Herzen, erkannt und gelesen von allen Menschen. Offen daliegend seid ihr ein Brief Christi, besorgt von uns, geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem Geist des lebendigen Gottes, nicht auf Tafeln von Stein, sondern auf Tafeln von Fleisch und Blut.» (2 Kor 3,2-3)

Nicht alle Menschen können Briefe lesen. Und jene, die sie lesen, können sie deshalb noch lange nicht alle verstehen. Oft werden Briefe falsch zitiert und auch mißbraucht. Man zerreißt sie bisweilen. Sie sind auch Zeichen, denen widersprochen wird. Man will sie nicht nur nicht verstehen, sondern gar nicht erst richtig lesen.

Empfehlungsschreiben dieser Art sind für Bischof Dammert die Campesinos, hineingeschrieben in sein Herz, lesbar für alle Menschen, ein Brief Christi, von ihm besorgt, aber geschrieben nicht mit Tinte, sondern mit dem lebendigen Geist Gottes, nicht auf Tafeln aus Stein, sondern auf Tafeln aus Fleisch und Blut.

### **Herkunft und Ausbildung**

Ein Brief, den sie geschrieben und gezeichnet haben, war ihm jedoch nicht in die Wiege gelegt. Denn José Dammert wurde in Lima am 20. August 1917 geboren. Er war das Kind einer angesehenen Familie. Sein Großvater, ein Lutheraner, kam aus Hamburg und war dort Bürgermeister. Sein Vater war Geschäftsmann im Küstenhandel. Die Mutter hatte die katholische Aktion der Kirche Perus mitbegründet und in ihr die Leitung der Frauen inne.

Er selber studierte von 1932-1937 an der Universität Pavia in Italien Zivilrecht und römisches Recht und schloß das Studium mit der Promotion ab. Nach seiner Rückkehr nach Lima 1937 wurde er Professor für römisches Recht und Kirchenrecht an der päpstlichen katholischen Universität in Lima, später auch Dozent für Kirchengeschichte. Er ging dieser Tätigkeit von 1939 bis 1957 nach. 1941 begann er das Studium der Theologie und wurde am 21. Dezember 1946 in Lima zum Priester geweiht. Von 1952 bis 1958 war er Vizerektor der Universität. 1958 wurde er von Pius XII. zum Weihbischof von Lima ernannt und in dieser Eigenschaft war er auch Präses der katholischen Aktion mit besonderer Verbundenheit und Zuständigkeit für die «Studentische Jugend und die Arbeiterjugend». 1959 fand mit seiner Unterstützung die erste Sozialwoche der Kirche Perus in Lima statt. 1962 ernannte ihn Johannes XXIII. zum Bischof von Cajamarca, einer Diözese, die seit 1903 besteht.

### **Am Vatikanum II als einer der «kleinen Bischöfe Jesu»**

Er war in dieser Eigenschaft Teilnehmer des Zweiten Vatikanischen Konzils von 1962-1965 und bei allen vier Sitzungsperioden anwesend. Er gehörte zu einer Gruppe von Bischöfen, die sich regelmäßig trafen und im Geiste Charles de Foucaulds dem Thema Spiritualität und Armut widmeten. Der 16. November 1964 war ein wichtiger Tag für diese Gruppierung. An ihm traf sie sich mit anderen Bischöfen in den Domitilla-Katakomben in Rom. Sie verabschiedeten dort ein Positionspapier über das bischöfliche Amt und erklärten, daß geistliches Leben nicht vom politisch-sozialen Leben abgetrennt sein dürfe, sondern der Lösung weltlicher Probleme zugeordnet sein müsse. Sie gelobten, alles zu vermeiden, was bei ihren Handlungen den Mächtigen und Reichen eine Vorrangstellung und Privilegien einzuräumen scheine. Sie gelobten weiterhin, den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf den Dienst am wirtschaftlich Schwachen, Unterprivilegierten und Armen legen zu wollen sowie die Regierungen an ihre vorrangige Pflicht gegenüber diesem Personenkreis zu erinnern. Sie bekundeten, die Kollegialität der Bischöfe sei dadurch am besten zu gewährleisten, daß sie Verantwortung für die armen Völker übernehmen, die zwei Drittel der ganzen Menschheit seien. Zeichen ihrer Solidarität auf diesem Weg sollte ihr Verzicht auf bischöfliche Insignien und Privilegien sein, die sie als Bischöfe besäßen. Der 16. November 1964 war aber noch aus einem anderen Grund ein denkwürdiger Tag. An ihm wurde die sogenannte *Nota explicativa praevia* in St. Peter bekanntgemacht und ohne Beschlußfassung den Akten des Zweiten Vatikanum beigefügt. Sie beschreibt die bischöfliche Kollegialität in ihrer Stellung als hierarchische Institution. Der Tag zeigt die ganze Spannung, die zwischen Macht und Spiritualität besteht, läßt das Konfliktpotential erscheinen, das in ihr liegt und das ganze Leben der Kirche durchherrscht.

Die Bruderschaft der kleinen Bischöfe Jesu – so nannte sich die Versammlung in den Domitilla-Katakomben, zu der Bischof Dammert gehörte – war ihr spiritueller Pol. Im Sinn ihres Programmes hat er gelebt und gearbeitet. Aber er war sich immer auch des

Amtes bewußt, das er bekleidet hat, und übte vielerlei Funktionen der hierarchischen Kirche aus. Er war von 1963-1969 Leiter des «Rates der Laien» beim Celam in Bogotá, seit 1964 Mitglied der «päpstlichen Kommission für die Erneuerung des Kirchenrechts» sowie in den Jahren 1967, 1971 und 1980 Vollmitglied der römischen Bischofssynoden, 1968 Delegierter der Peruanischen Bischofskonferenz in Medellín sowie 1992 in Santo Domingo. Er war seit 1974 Vizepräsident der Peruanischen Bischofskonferenz, von 1990 bis 1992 deren Präsident sowie 1996 ihr Delegierter in den Gremien der katholischen Universität Lima.

### **Die Diözese von Cajamarca**

Bischof Dammert kannte die Rechte, die ihm das Amt verleiht, und wußte um die Aufgaben, vor die es ihn stellt. Die Rechte geben ihm eine Sonderstellung in Kirche und Gesellschaft, die Aufgaben jedoch sind der Zweck, dem sie dienen, der Sinn, den sie haben, und der Grund, warum es sie überhaupt gibt. Wer sie benutzt, um die eigene Sonderstellung zu verteidigen, wird zu einem Ärgernis und zerstört seine Autorität. Wer sie jedoch in dem Sinn einsetzt, den sie haben, und zu dem Zweck gebraucht, um dessentwillen sie da sind, der rechtfertigt seine Stellung, macht sie der Allgemeinheit plausibel und wird zu einer Autorität. Er tut damit vielleicht gar nichts besonderes, sondern nur etwas, das man von jedem erwarten darf. Er tut Gutes mit den Mitteln, die er hat. Er tut einfach seine Pflicht. Aber dem Alltag und der Normalität zu genügen, ist nicht selbstverständlich. Gewöhnlichkeit verlangt die größten Opfer.

Seit 1962 hat sich Bischof Dammert der Herausforderung in Cajamarca mit Feuereifer gestellt. Er mußte eine Herkulesaufgabe erfüllen. Die Bevölkerung, ca. eine halbe Million Einwohner, lebte zu 90 Prozent auf dem Land – sie waren Campesinos – und bestand zu ca. 54 Prozent aus Analphabeten. Das politisch-soziale, aber auch religiöse Zentrum war die Stadt. Es gab nur wenig Priester. Der Mangel an Kandidaten für diesen Beruf war strukturell bedingt. Sie kamen zwangsläufig und fast ausnahmslos aus der Stadt. Der einheimische Klerus wurde durch Ordensleute und Priester aus anderen Ländern – u.a. aus Deutschland – ergänzt. Ein Personenkreis von 10 Prozent der Bevölkerung konnte unmöglich einen Personalbedarf abdecken, der 90 Prozent erreichen sollte. Es gab zudem einen Stad-Land-Gegensatz, der – bedingt durch die koloniale Vergangenheit – die Landbevölkerung, die zum Teil noch Ketchua sprach, wirtschaftlich, bildungsmäßig, aber auch religiös nicht nur vernachlässigt, sondern auch benachteiligt hat und in scheinbar unüberwindlicher Abhängigkeit hielt. Die Campesinos mußten zum Gottesdienst am Sonntag, aber auch zur Taufe und Eheschließung und anderen religiösen Feiern in die Stadt, was den meisten bei einer Diözese in den Anden, die 15000 Quadratkilometer umfaßt, physisch unmöglich war – mit der Folge, daß es Gottesdienst, Taufe und kirchliche Eheschließung auf dem Land dann eben nicht gab.

### **Das Projekt einer Gesamtpastoral**

Der Ansatz für die Gesamtpastoral in der Diözese Cajamarca war somit unvermeidlich die Landpastoral. In seinem ersten Quinquennialbericht nach Rom nennt sie der Bischof eine «gewöhnliche und normale Diözese, seit jeher im wesentlichen Missionsgebiet, das Getaufte, aber Nichtwissende bewohnen, die es nötig haben, selber evangelisiert zu werden.»<sup>1</sup> Das Mißverhältnis liegt auf der Hand. Um in einer Diözese missionarisch zu sein, reicht nur eine Person nicht aus – angesichts der traditionellen Strukturen. Denn Hauptproblem des Glaubens in ihr ist nicht der Glaubenszweifel, sondern die religiöse Unwissenheit. Die Katechese habe daher weniger über Irrtümer und Abweichungen nachzudenken, sagt der Bischof, sie müsse sich «in der Form ihrer Darbietung der christlichen Botschaft vielmehr substantiell

<sup>1</sup> L. Mujica Bermudez, *Poncho y sombrero, alfoja y baston*. Lima 2005, 328. (Im Text nachgewiesen mit M und der Angabe der Seitenzahl).

erneuern, sodaß man ihre Wahrheiten nicht nur verstandesmäßig erfaßt, sondern sie sich im Leben selber inkarnieren.» (M 333) Katechese ist ein Gesamtprojekt der Kirche. Priester und Laien haben an ihr teil und jeweils eigene Verantwortung zu übernehmen. Daher ist ein Ausbildungsprogramm für Laien erforderlich, das sie zur Wahrnehmung pastoraler Aufgaben vor Ort befähigt. Die Campesinos, die bisher immer vernachlässigt und verachtet waren, aber die überwältigende Mehrheit der Bevölkerung bildeten, sind anzusprechen und an ihr zu beteiligen. Die Pastoral in Cajamarca hatte somit das Ziel, den Campesinos, d.h. der Landbevölkerung, zu ermöglichen, die kirchliche Lehre zu leben, zu verkünden und bei der Sakramentenspendung selber aktiv zu sein. Nur auf diesem Weg wird man den weiten Entfernungen und hohen Bergen bei der kirchlichen Arbeit gerecht und kann sie unter den kulturellen Bedingungen, wie sie herrschen, im Leben der Bewohner des Landes verwurzeln. Wichtig sind hierfür Personen, die Erfordernissen der Kirche vor Ort genügen, an der Gestaltung des täglichen Lebens eigenständig mitwirken und Verantwortung übernehmen. Erziehung, Ausbildung, Formung einer Gruppe von Personen in angemessener Zahl auf allen Gebieten des kirchlichen Lebens waren daher vorrangig in diesem Projekt. Die Gruppe bildeten der Bischof selber, Priester und Ordensleute sowie die interessierten und hierfür notwendigen Laien. Bischof Dammert war der Meinung, daß eine Kirche vor Ort mit eigenen Strukturen nicht sein und bestehen könne ohne die Menschen vor Ort, die hierfür den notwendigen Auftrag und die entsprechende Fähigkeit besitzen müßten. Eine Kirche der Campesinos gebe es nicht ohne Campesinos.

Um sie nicht nur zu unterstützen, sondern im wahren Sinn des Wortes erst überhaupt entstehen zu lassen, hat er strukturelle Maßnahmen ergriffen. Bischof Dammert war der Jurist unter den Bischöfen der Befreiung. Er konnte pastorales Handeln im Rahmen der gesetzlichen Vorgabe denken und das Gesetz selber auf der Grundlage und nach den Erfordernissen der pastoralen Wirklichkeit durchsetzen.

Laien haben nicht nur Pflichten, sondern auch Rechte. Sie sind keine Ersatzpriester, die nur im Fall des Priestermangels tätig sind oder Verantwortung besitzen. Sie haben ihre eigenen Aufgaben und sind der Motor des Wandels und der Bildung einer Kirche vor Ort. Sie sind ihr strukturelles Fundament, die Basis ihrer Dauer und Stabilität.

Bischof Dammert stellte ihren Beitrag in den Mittelpunkt. Sie haben geistliche und weltliche Aufgaben, sowie Aufgaben in der Kirche als einer weltlichen Organisation. Sie erhielten in seiner Diözese daher einen jeweils unterschiedlichen Auftrag. Es gab Katecheten, um die Evangelisierung der Getauften vor Ort zu erneuern, von Getauften, die ihren Glauben bewahrt haben und in der Tradition stehen, denen es aber an Erkenntnis und religiösem Wissen mangelte; ferner: die Sozialarbeiter, die im Bereich humaner Entwicklung und technischen Fortschritts die Campesinos unterstützen, sowie die Mitarbeiter der diözesanen Caritas. (M 129) Der Bischof hat viele Organisationen auf dem Gebiet der Sozialarbeit gegründet und unterstützt. Das Kernstück seiner pastoralen Vision aber waren die Katecheten. Er nannte sie die «einzige Lösung bei der Evangelisierung unseres Volkes.» (M 164) Sie haben pädagogisch-katechetische, liturgisch-sakramentale, sowie Repräsentations- und Führungsaufgaben zu erfüllen. Die Kandidaten werden nach bestimmten Kriterien ausgewählt und erhalten eine spezielle Ausbildung. Einige haben das Recht, zu taufen, bei der Eheschließung zu assistieren, wie auch bestimmte Feiern, etwa Wortgottesdienste, durchzuführen.

Die Befugnis zur Übernahme geistlicher Aufgaben im strengen Sinn wurde den Katecheten der Diözese auf Bitte des Bischofs durch Paul VI. verliehen und anschließend durch die Sakramentenkongregation auf ganz Peru ausgedehnt. 1970 hat Bischof Dammert die ersten drei Katecheten kraft seiner Stellung als Bischof ernannt. So konnte auch in den entferntesten Gebieten der Diözese den Kindern der Campesinos die Taufe gespendet, eine sakramentale Ehe geschlossen und in den Dörfern ganzjährig religiöse Feiern abgehalten werden.

## Der Katechismus «Vamos caminando»

Die Diözese war ein Modell des Aufbruchs der Kirche nach dem Zweiten Vatikanum und die Pfarrei Bambamarca war Modellpfarrei. Das erste Mal in der Geschichte erhielt die Landbevölkerung Bibeln in die Hand. Es entstand der Katechismus «Vamos caminando». Er wurde in Deutsch, Französisch und Englisch übersetzt. Die Zeitschrift «El Despertar» – das Erwachen –, die gegründet, verboten und neu gegründet wurde, hat kirchliche und politische Probleme der Campesinos regional und überregional behandelt. Es entstand eine Frauenbewegung an der Basis dieser Pfarrei. In den Rondas wurden Selbstverteidigungsgruppen gegen Viehdiebstahl geschaffen. Der «Sendero luminoso» – eine maoistische Untergrundgruppierung – war in der Diözese Cajamarca ohne Chance.

Eine und vielleicht die zentrale Personengruppe der alten und neuen Pastoral sind die Priester und Ordensleute; der alten, weil sie sich von vornherein um sie dreht, aber auch der neuen, weil ihr Dienst eine zentrale Funktion besitzt, die wahrgenommen werden muß und Bedeutung für die ganze Kirche hat, nämlich die Feier der Eucharistie und der Einsatz für die Armen. Wie wichtig Priester im Projekt von Cajamarca sind, wurde in der Vorzeigepfarrei Bambamarca besonders deutlich: Sie hat sich gerade auch deshalb so beispielhaft entwickelt, weil die geistliche Führung für sie aufgeschlossen war, sie mit angestoßen und auch mitgetragen hat. Zugleich werden auch die Unterschiede zwischen dem alten und neuen Ansatz deutlich. Vor Bischof Dammert zogen der Großgrundbesitzer auf der Hacienda, der Bürgermeister des Ortes und der Pfarrer nicht nur am gleichen Strang, sie stammten auch alle drei aus der gleichen Familie. Sie waren Onkel und Cousins. Campesinos gehörten zum nachgeordneten und ausgeschlossenen Personal. Seit Bischof Dammert bildeten sie den Schwerpunkt in der Pfarrarbeit. Es gab Katecheten. Sie konnten Gesprächspartner sein, um Diskriminierung und Benachteiligung zu verhindern.

Der Gegensatz zwischen dem alten und neuen Schwerpunkt im pastoralen Ansatz war somit offensichtlich. Er ist ethnisch, sozial und kulturell, aber auch politisch und wirtschaftlich begründet, er prägt die Einstellung der Campesinos zum Priester seit Jahrhunderten und war kurzfristig gar nicht zu überwinden. Er bildet den strukturellen Hauptgrund für den Priestermangel, den Bischof Dammert nicht beheben konnte und in vielen Äußerungen beklagt. Die Völker der Anden, schreibt er in einem Quinquennialbericht nach Rom, «die traditionellen christlichen Gemeinden halten es nicht für notwendig oder dringend, Priester aus der eigenen Mitte zu haben. Für diese Christen ist der Priester ein Beamter, der von außen kommt, um gewisse religiöse Handlungen auszuführen. Sie können die Bedeutung des Priesters im normalen Alltag weder begreifen noch den Festtagsrhythmus verstehen. Um die Religiosität der Campesinos zu stärken und sie durch die Eucharistie zu nähren, bedarf es keiner überstürzten, aber mutiger Lösungen. Eine davon ist die Ausbildung von Laien zu Katecheten.» (M 340/341)

## Zum Amtsverständnis des Bischofs und der Seelsorger

Es gibt einen mentalen Zwiespalt im Verhältnis des religiösen Lebens vor Ort zum hierarchischen Amt. Campesinos konnten aus vielerlei Gründen dieses Amt überhaupt nicht bekleiden. Es befand sich zunächst in kolonialer Hand. Dann konnten es nur Angehörige der Mittel- und Oberschicht erreichen. Die Campesinos vermochten in der Bibel nicht zu lesen. Diese wurde ihnen vor Bischof Dammert gleich gar nicht gegeben.

Eine kurzfristige Behebung des Priestermangels in der Diözese war ausgeschlossen, zumal sie erst seit 1903 bestand. Der Bischof hatte 30 Priester, obwohl er 200 brauchte. Er gründete daher ein Priesterseminar vor Ort, aber wurde von ausländischen Priestern, die aus Deutschland, Belgien, England, Amerika und anderen Ländern kamen, unterstützt.

Priesterliche Existenz in einem beispielhaften Sinn war in der Diözese der Bischof selbst. Er hat das Amt, das ihm übertragen

war, von der Aufgabe, nicht nur vom Auftrag her verstanden. Er hat es in seiner geistlichen Bedeutung gelebt, nicht nur jurisdiktionell ausgeübt. Es war nach seiner Meinung ein sakramentales, nicht nur ein hierarchisches Amt. Mit ihm ist er allen alles geworden.

Seine Auffassung vom bischöflichen Amt – dessen priesterliche Dimension – ist in der europäischen Kirche nicht selbstverständlich. Man hat sie jahrhundertlang bestritten. Sie ist auch heute noch lang nicht überall verbreitet. Man denkt Sakramentalität hierarchisch und keineswegs Hierarchie sakramental. Die geistliche Aufgabe wird vom hierarchischen Auftrag her gesehen, keineswegs dieser Auftrag von seiner geistlichen Herausforderung her verstanden.

Das Zweite Vatikanum bescheinigt erstmals dem bischöflichen Amt einen priesterlichen Charakter und lehrt von der Bischofsweihe, daß sie Priesterweihe, nämlich deren höchste Stufe sei. Bischof Dammert hat es in diesem Sinn gelebt und verwaltet. Er ist eine richtungsweisende Person dieses Konzils, jemand, der es in seinen Prinzipien realisiert.

Priester-sein bedeutet, für die Sache Gottes einzutreten vor den Menschen sowie für die Sache der Menschen einzutreten vor Gott. Es hat somit eine geistliche und eine weltliche Dimension. Es ist ganzheitliche Herausforderung und läßt sich keineswegs auf bestimmte Handlungen einschränken oder verkürzen.

Bischof Dammert wurde dieser Ganzheitlichkeit an ihren beiden Schwerpunkten, dem geistlichen und dem weltlichen, gerecht. Der Weg, den er ging, verfolgt ein geistliches Ziel und verlangt Selbstbesinnung, Umkehr, Eingeständnis eigener Grenzen sowie neue Aufmerksamkeit für die wesentlichen Dinge. Dieser Weg ist ein evangelisatorischer Weg nach außen und nach innen. Zu ihm gehört die Selbstevangelisierung der Kirche.

Bischof Dammert sagt: «Der Bischof allein bildet nicht die Diözese und kann sie auch nicht voll erneuern, wenn er nicht mit einem Presbyterium in seinem Umfeld rechnen kann, das ihm beisteht und ihn begleitet, sowie mit Ordensleuten und Laien, die mit ihm eng zusammenarbeiten. Er hat den Vorsitz in der Ortskirche, aber sie ist konstituiert von allen Getauften, die in ihr weilen. Es war ein Trugschluß zu denken, der Bischof sei allein die Diözese und könne in seiner hervorgehobenen Stellung alles machen, während er doch ein Christ ist, begrenzt wie jeder Mensch.» (M 219)

Und an anderer Stelle heißt es von den Maßnahmen, die er ergriffen hat: «Es geht nicht um den Wandel um des Wandels willen, sondern um die Evaluierung der von außen übernommenen Strukturen, die sich nie der Realität angepaßt haben und deren routinemäßige Ausübung voll den Satz des Evangeliums beweist, daß der Buchstabe tötet.» (M 218)

Die gegebene Struktur des Umgangs mit den Campesinos in der Kirche ist unvereinbar mit ihrem geistlichen Auftrag. Er wird durch sie behindert, nicht erleichtert. Sie genügt auch nicht den geringsten Erfordernissen und wird den normalsten Voraussetzungen nicht gerecht. Man kann darin den Campesinos überhaupt nicht begegnen, nicht einmal physisch, geschweige denn geistlich. Maßnahmen, diese Struktur der Ausgrenzung und Abhängigkeit zu ändern, sind daher eine geistliche Tat. Sie sind eine geistliche Notwendigkeit.

Diese jedoch ergibt sich aus den Umständen selber. Der Bischof hat sich die Verhältnisse nicht ausgesucht. Er findet sie vor und ist in sie hineingestellt. Aber sie sind keine unschuldige Selbstverständlichkeit; sie diskriminieren die Betroffenen. Sie bedeuten Ausgrenzung, Benachteiligung, Unterentwicklung, Unterdrückung, sowie am Ende Hunger und Tod.

Sie fordern daher jede Pastoral heraus. Niemand kann kirchlich in dieser Situation bestehen, der sich ihr nicht stellt und sich auf den Weg macht, sie zu verändern. Zugleich sind Pastoral und Kirche jedoch von ihr auch überfordert. Nur der Staat verfügt über die wirtschaftlichen, finanziellen und strukturellen Mittel, um Armut in den Dimensionen, die sie hat, lokal ebenso wie global nachhaltig und erfolgreich zu bekämpfen. Er trägt für sie daher auch die Verantwortung. Ihn an sie zu erinnern jedoch bedeutet Konflikt. Es gibt einen Klassenkonflikt der Weltgesellschaft.

Bischof Dammert hat ihn nicht gefürchtet, sondern sich ihm gestellt. Denn er hat die Kirche vor Ort im Zusammenhang von Welt und Kirche überhaupt gesehen. Er klagt die Verantwortung aller Institutionen im Kampf gegen die Armut ein, bei sich im eigenen Zuständigkeitsbereich, aber darüber hinaus auch in allen anderen Zuständigkeitsbereichen der Erde.

Staat und Kirche sind der Bevölkerung insgesamt verpflichtet, wenngleich mit verschiedenem Auftrag und in unterschiedlicher Form. Dazu sagt der Bischof: «In unserem Land bekennt sich die Mehrheit der Bevölkerung zur katholischen Religion, eine soziale Tatsache, die im Licht der Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute bedacht werden muß ..., die erklärt: «Politische Gemeinschaft und Kirche sind unabhängig und autonom, jede auf ihrem eigenen Gebiet. Dennoch stehen beide, wenn auch unter verschiedenen Vorzeichen im Dienst der personalen und sozialen Berufung des Menschen. Dieser Dienst wird um so größere Wirkung auf das Wohl aller haben, je gesünder und besser die Zusammenarbeit zwischen ihnen ist, im Hinblick auf den jeweiligen Umstand von Ort und Zeit, GS 76.» (M 280)

Ferner sagt der Bischof: «als Priester Christi, der Armen das Heil, Unterdrückten die Befreiung und den Geschlagenen Trost zu verkünden hat, werde ich meine Pflicht erfüllen, an ihrer Seite zu stehen.» (M 283) Daher klagte Bischof Dammert politische Mißstände an. Er sagt über die Agrarreform der Militärregierung, die Lebensumstände der Campesinos hätten sich dadurch nicht verbessert, eher verschlechtert; denn statt der Großgrundbesitzer seien nun Technokraten die Chefs. Wachsende Armut bleibe.

In einem Rundbrief an die Mit Bischöfe der Bruderschaft schreibt er: «In unserem Milieu ist es unmöglich, im Handeln das nur Religiöse von den Schwierigkeiten zu trennen, die sozioökonomisch bestehen. Wie auch Jesus, der Herr, unter den Kranken auftrat, um sie zu heilen, obliegt es einem Bischof der Andenregion, sich direkt in profane Angelegenheiten einzumischen, denn er ist der einzige, der es machen kann.»<sup>2</sup>

Als die Regierung im Rahmen ihres Programms der administrativen Regionalisierung Cajamarca zu einem Zentrum machen wollte, war eine Kommission zu bilden und deren Präsident zu wählen. Man zog hierfür keine zivilen Autoritäten heran. Nur der Bischof kam in Betracht. «Ich verstehe, dies ist sehr gefährlich und kann zu großer Verwirrung führen, aber der einzige, der klar und deutlich sprechen kann, weil er verwaltungsmäßig nicht von der Regierung abhängt, ist der Bischof. Die historischen Umstände sind stark und gewichtig, und von Tag zu Tag werde ich darin bestärkt, daß man keine Anordnungen treffen kann, die gleich für alle sind und gültig in den verschiedenen und komplexen Situationen, mit denen Ortskirchen konfrontiert sind.» (ebd)

### Vatikanum II und Medellín als bleibende Richtschnur

Diese Auffassung verdankt sich dem Zweiten Vatikanum und der Synode des lateinamerikanischen Episkopats in Medellín. Sie sind Eckdatum und Perspektive aller Maßnahmen des Bischofs. Er sagt 1972 in einem Interview: «Die lateinamerikanische Kirche durchläuft seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil einen Prozeß des Wandels. Dieser fand seinen Höhepunkt in der Zweiten Generalkonferenz des lateinamerikanischen Episkopats, der in Medellín vor vier Jahren stattgefunden hat. Dort sahen die Repräsentanten unseres Kontinents die Normen, die vom Zweiten Vatikanischen Konzil herrühren, in Übereinstimmung mit den Problemen Lateinamerikas.» (Rundbrief vom 12.10.1972) Sie kommen unweigerlich in der Politik zur Geltung. Und auf die Frage nach seinem Verhältnis zu ihr sagt der Bischof: «Ein Mechanismus des politischen Handelns kann die Kirche nicht sein; denn es ist nicht ihre Funktion. Sie hat eine spirituelle Aufgabe, d.h. sie muß alle Menschen zu Christus führen. Man kann aber

<sup>2</sup> J. Dammert, Rundbriefe, (nicht ediert) 19.12.1975. (Im Folgenden zitiert mit Rundbrief und Datum).

nicht leugnen, daß alles Handeln der Kirche immer politische Rückwirkungen hat. Das trifft zu, bedeutet aber nicht, daß sie Motor der Politik sein muß.» (ebd.)

Der Bischof übernahm selber die Verantwortung für diesen Weg, er sagt zum elften Jahrestag seiner Übernahme des Bistums: «Ich habe versucht, die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils, desgleichen die Neuerungen der Bischofskonferenz von Medellín und der peruanischen Versammlung durchzuführen, bisweilen mit Erfolg, manchmal ohne Ergebnis. Ich bin Mitverfasser und verantwortlich für all diese Maßnahmen. Ich bin mir der Tatsache bewußt, daß ich mich zu alten Traditionen erklären muß, die eher aufgrund von Nachlässigkeit überleben als aus der Absicht, einen alten Wert zu bewahren. Man soll auch nicht glauben, daß wesentliche Dinge verlorengehen, wenn bedeutungslose verschwinden. Natürlich gab es Krisen, aber sie waren notwendig, weil sie dazu dienten, zu reinigen, was dunkel war und ohne Fundament.» (Rundbrief vom 9.4.1973)

Wer Entscheidungen treffen muß, sagt er, lebt einsam und wird oft mißverstanden; denn jeder möchte, daß alles nach seinem Wunsch verläuft. Man verliert oft das Große, Ganze aus den Augen: «Zuhören können, Erfordernisse spüren, unempfindlich sein für menschliche Bosheit gehört zur Kunst des Regierens, aber vor allem im Frieden sein mit dem eigenen Gewissen und mit Gott, wissend, daß man den Wunsch hatte, das Glück seiner Brüder zu verwirklichen, ist das Gebot der Stunde.» (ebd)

Bischof Dammert hat aus dieser Haltung gelebt und mit ihr Maßstäbe gesetzt. Er war zwar am Diskurs über die Theologie der Befreiung nicht beteiligt. Aber er stand auf ihrer Seite und war als Bischof eine Institution der Befreiung. Johannes Paul II. nannte ihn den Bischof der hohen Berge und steilen Wege. Seine Freunde nannten ihn einfach Pepe, den Bischof der Indios, der Campesinos, der Laien, den Bischof, der nicht mit der Mitra auftrat, sondern mit Poncho und Sombrero, mit Reisesack und einem Stab auf dem Weg, den Bischof, der sich in der Diözese oft mit dem Esel und auf dem Pferd fortbewegen mußte, wie auch mit dem Auto, das er gar nicht hatte, und über den Atlantik mit dem Flugzeug.

Er tat immer, was er sagte, und sagte nie mehr als was er selber tat. Dies unterschied ihn von all jenen, die nie tun, was sie sagen und immerzu etwas sagen, das sie nicht tun. Diese Stimmigkeit seines Denkens und Handelns macht ihn zu einer Lichtgestalt

der Kirche des Zweiten Vatikanums. Denn in ihr wird das Konzil von denen am meisten zitiert, die sich ihm verweigern und das Gegenteil von dem tun, was es verkündet. Gegenwärtig umgeht man es in der europäischen und noch mehr in der peruanischen Kirche an entscheidenden Stellen und setzt es einfach aus. Dieser Vorgang betrifft alle, besonders die Priester. Denn man versteht das hierarchische Amt nicht von seiner priesterlichen Aufgabe her, sondern eben diese Aufgabe jurisdiktionell von seiner hierarchischen Stellung her. Dadurch wird es zu einer organisatorischen Instanz, deren innerer Sinn und äußere Bedeutung verlorengeht. Es verliert dadurch Orientierung und Autorität.

### Verbindung von echter Souveränität und wirklicher Solidarität

Das Überraschende und Hervorstechende am Amt, wie es Bischof Dammert verstanden hat, ist die unbestrittene Verbindung von echter Souveränität und wirklicher Solidarität. Es gab nie jemand, der seine Kompetenz und Eigenständigkeit auch nur ansatzhaft bestritten hätte. Aber zugleich stand nie in Frage, wofür es da ist und was es verkörpert. Der Bischof hat beides gelebt, die Stellung, die es verleiht, und den Einsatz, den es fordert, nämlich den Einsatz der ganzen Person und des ganzen Lebens, besonders für die Menschen, die im Abseits stehen und speziell deshalb für alle anderen exemplarisch sind.

José Dammert, der Bischof von Cajamarca, heißt es in einer Zeitung, «war immer ein Priester, der energisch das Wort ergriffen hat aufgrund der Gewalttaten und Ungerechtigkeiten gegen das einfache Volk und sich wie der höchst qualifizierte Exponent der neueren Zeiten verhielt.»

Ein Katechet sagt von ihm: «Für mich war Dammert einer der Bischöfe Perus, die im Armen inkarniert gewesen sind. Daher nannte man ihn den Bischof der Berge. Ich glaube, daß der Monseñor wegen seines Umgangs mit den Leuten, der Unterstützung, die er uns gegeben hat, der Veröffentlichung von Büchern und Zeugnissen sehr zu bewundern ist. Er hat den Autoritäten, einschließlich dem Präsidenten der Republik und allen die Stirn geboten. Er hat viele gute Dinge für die Diözese gemacht, ... die ganze Sozialpastoral angewandt.» (M 211)

Er war auch nach seinem Rücktritt literarisch tätig und verfaßte viele Bücher über Cajamarca, über seinen Ruf in der Literatur, über seine Geschichte, seine Bischöfe, seine Probleme, sowie eine große Zahl von Aufsätzen. Er vertrat die Auffassung, daß Indios und Campesinos die eigene Vergangenheit kennen müssen, um Zukunft in Selbstverantwortung und Freiheit zu haben.

Mit Europa verband ihn die Herkunft seiner Familie. Es gab Priester und Laien aus Deutschland, die Mitarbeiter in seiner Diözese waren. Es gab Adveniat und Misereor, die weitreichende Projekte unterstützten. Und es gab die Zusammenarbeit mit Pfarreien und Diözesen in Partnerschaftsgruppen, die an wichtigen Initiativen vor Ort beteiligt waren, durch wechselseitige Besuche gegenseitige Aufmerksamkeit und Interesse am anderen im eigenen Umfeld wecken sowie politische Maßnahmen auch im größeren Stil durchführen konnten.

Die äußeren Umstände haben sich jetzt geändert. Aber der Kampf geht weiter. Bischof Dammert und seine Arbeit sind ein Meilenstein in der pastoralen Planung heute. Seine Person gibt Mut und seine Haltung führt weiter. Auf ihn hinzuweisen, an ihn zu erinnern, seine Tätigkeit bekanntzumachen, ihn zu ehren und sich für das, was er begonnen hat, weiter einzusetzen, ist wichtig für das Christ-sein in der Gegenwart – wegen und trotz der Widerstände, die es gibt. Mit Gott jedoch überspringt man auch die höchsten Mauern. Keine reicht bis zum Himmel. Irgendwann stürzt jede ein.

*Elmar Klinger, Herzogenaurach*

*Literatur:* E. Klinger, W. Knecht, O. Fuchs, Hrsg., Die globale Verantwortung. Partnerschaften zwischen Pfarreien in Deutschland und Peru. Würzburg 2001; L. Bettazzi, Das Zweite Vatikanum. Würzburg 2002; W. Knecht, Die Kirche von Cajamarca. Die Herausforderungen einer Option für die Armen in Peru. (Tübinger Perspektiven zur Pastoraltheologie und Religionspädagogik, Bd. 25), Münster 2005.

## ORIENTIERUNG (ISSN 0030-5502)

erscheint 2x monatlich in Zürich

Katholische Blätter für weltanschauliche Informationen  
Herausgeber: Institut für Weltanschauliche Fragen

Redaktion und Aboverwaltung:

Scheideggstraße 45, CH-8002 Zürich

Redaktion: Telefon 044 204 90 50, E-Mail orientierung@bluewin.ch

Aboverwaltung: Telefon 044 204 90 52, E-Mail orientierung.abo@bluewin.ch

Telefax 044 204 90 51

Homepage: www.orientierung.ch

Redaktion: Nikolaus Klein, Josef Bruhin, Werner Hejerle,

Ständige Mitarbeiter: Albert von Brunn (Zürich), Beatrice Eichmann-Leutenegger (Muri BE), Heinz Robert Schlette (Bonn), Knut Walf (Nijmegen)

Preise Jahresabonnement 2009:

Schweiz (inkl. MWSt): Fr. 68.– / Studierende Fr. 50.–

Deutschland und Österreich: Euro 54.– / Studierende Euro 40.–

Übrige Länder: Fr. 63.–, Euro 37.– zuzüglich Versandkosten

Gönnerabonnement: Fr. 100.–, Euro 70.–

Einzahlungen: ORIENTIERUNG Zürich

Schweiz: Postkonto Zürich 87-573105-7

Deutschland: Postbank Stuttgart (BLZ 600 100 70) Konto Nr. 6290-700

Österreich: Bank Austria, Creditanstalt Zweigstelle Feldkirch (BLZ 12000),

Konto Nr. 00473009 306, Orientierung, Feldkirch

Übrige: Credit Suisse, CH-8070 Zürich (BLZ 4835), Konto Nr. 556967-61

IBAN: CH1104835055696761000, SWIFT/BIC: CRESCHZZ80C

Druck: Druckerei Flawil AG, 9230 Flawil

Abonnements-Bestellungen bitte an die Aboverwaltung.

Das Abonnement verlängert sich automatisch, wenn die Kündigung nicht 1 Monat vor Ablauf erfolgt ist.

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.